Der Weg zum Glücke.

Zweiter Band.

Der
Weg zum Glücke.

Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

Zweiter Band.

Leipzig, 1871.
Wilhelm Baensch Verlagshandlung.

Erstes Kapitel.

Ein Aristokrat.

In einer der reizendsten Gegenden Mitteldeutschlands erhebt sich auf einem Hügel das Schloß Birkau, berühmt durch ausgedehnte Parkanlagen und durch innere Einrichtungen, deren Entstehung in das Mittelalter fällt. Ein eigener Baustyl dieses Schlosses läßt sich nicht nachweisen. Tritt man durch das Hauptthor in den Hof, so findet man einen ziemlich großen viereckigen Platz, der völlig von Gebäuden eingeschlossen ist. In einer jeden der vier Ecken erhebt sich ein Thurm, durch den eine steinerne Wendeltreppe zu den verschiedenen Stockwerken führt. Der Boden ist, wie der einer Kirche, durchgängig mit großen Quadersteinen gepflastert und spannte sich ein Dach über dem Raume aus, so würde man eine zu großen Versammlungen geeignete Halle haben. Im Innern des Hofes zeigt sich kein Mensch, kein Baum, nicht einmal an den Fenstern und auf den kleinen balkonartigen Vorsprüngen erblickt man Blumen oder Gewächse, die von der Sorglichkeit der Bewohner zeugen. Die von starken Steinrahmen eingefugten Fenster sind geschlossen und die Vorhänge von dunkler Seide herabgelassen, daß die Glasscheiben trübe

erscheinen. Und doch wohnt der Besitzer jetzt in seinem Schlosse; es deutet dies eine weiße Flagge an, die auf einem der vier Eckthürme angebracht ist.

Ein überraschender Kontrast bietet sich dem, der durch einen schmalen Gang eine ziemlich große, von Laub überdachte Terrasse betritt. Das zierliche Eisengitter mit Broncespitzen schließt die Terrasse von der Tiefe ab, die unten den glatten Spiegel eines von Schilf umkränzten Teiches zeigt, den zu befahren zwei elegante Gondeln einladen. Die Wasserfläche ist der Anfang von dem großartigen Parke, der in stiller Pracht am Fuße des Schlosses sich ausdehnt. Rechts und links erheben sich Hügelketten, die theils die Anlagen vervollständigen, theils mit majestätischen Eichen oder Buchen bedeckt sind. Das ganze Thal ist der Park, von dessen Schönheit nur wenige zu erzählen wissen, da die Gitter desselben stets verschlossen gehalten werden.

Die Zahl der Domestiken muß eine geringe sein, da man nirgends ein geschäftiges Treiben bemerkt. Ueberall herrscht tiefe Stille, vollkommene Ruhe.

Ein prachtvoller Herbsttag ist angebrochen. Der Rasen des Parkes erglänzt vom Thau, die Sonne scheint mild warm und durch die klare Luft ziehen die Marienfäden, jene wunderbaren Schleier, deren geheimnißvolle Webstühle noch kein sterbliches Auge entdeckt hat.

Die Uhr über dem Haupteingange verkündete die zehnte Morgenstunde.

Da fuhr eine schwerfällige Kutsche den Berg hinan

und hielt vor dem Schloßthore, dessen Pforte geöffnet war. Eine Dame stieg aus.

„Kutscher," befahl sie, „fahren Sie in das Gasthaus zurück, das ich Ihnen vorhin bezeichnete; dort warten Sie, bis ich komme."

Der Miethskutscher, ein solcher war es, schloß seinen Wagen, bestieg den Bock, trieb die abgematteten hageren Pferde an, lenkte um und fuhr den Weg zurück, den er gekommen.

Die Dame, sie trug Reisekleider, blieb stehen und betrachtete das in Stein gehauene Wappen, das in Form eines großen Schildes über dem Thore angebracht war. Als sie den Schleier zurückzog, zeigte sich ein bleiches, aber schönes und edel geformtes Gesicht. Glänzend schwarzes Haar drängte sich in Fülle unter dem braunen Sammthute hervor, den eine Goldagraffe und eine weiße Straußfeder schmückte. Der weite Reisemantel aus feiner hellgrauer Wolle mit rothem Futter hüllte ihre ganze Gestalt ein, die, wie man sie jetzt beurtheilen konnte, schlank und elegant sein mußte.

„Einst mein Wappen!" flüsterte sie schmerzlich vor sich hin. „Da prangt es noch im festen Steine, und doch ist es schon dem Zertrümmern nahe gewesen. Wird es sich noch lange halten?"

Sie wandte sich rasch ab.

Festen Schrittes betrat sie durch die offene Pforte den Schloßhof und näherte sich einer der Thüren, an der sie

eine Glocke zog. Man hörte das Läuten in dem Innern des Hauses.

Ein Mann mit weißem Haupte erschien.

„Wer ist da?“ hörte man ihn auf der Hausflur fragen.

Die Dame überschritt die Schwelle.

„Mathias!“ rief sie.

„Frau Gräfin!“

„Nennen Sie mich nicht so!“

„Und doch, und doch!“

„Ich bin nicht mehr Gräfin von Birkau.“

Der Greis starrte die Dame an.

„Ist es denn möglich?“ murmelte er bestürzt.

„Sie sehen, alter Freund, eine Geschiedene vor sich.“

Mathias, der Kastellan, faltete die Hände.

„Ich habe nicht daran glauben wollen, gnädige Frau, obgleich ich mir oft sagen mußte, daß Ihre Ehe eine unglückliche war.“

„Dies konnte Niemand besser ermessen, als Sie, Mathias, der Sie Zeuge manches peinlichen Auftrittes gewesen! Sie wissen auch, was ich geduldet habe.“

Die Gräfin trocknete eine Thräne.

„Wo ist der Graf?“ fragte sie nach kurzer Pause. „Ich muß ihn noch einmal sprechen.“

„Der Herr Graf ist vor einer Stunde auf die Jagd gegangen.“

„Seit wie lange wohnt der Graf auf Birkau?“

„Seit acht Tagen.“

„Wann wird er von der Jagd zurückkehren?“

„Diesen Mittag.“

„So werde ich warten. Räumen Sie mir ein Zimmer ein, daß ich ein Stündchen ruhen kann.“

Mathias erklärte sich bereit. Er ging in sein Zimmer und kam mit einem Schlüsselbunde zurück.

„Folgen Sie mir, gnädige Frau, ich bitte!“

Er führte die Dame die Treppe hinan in das erste Stockwerk. Der Korridor desselben war hell und freundlich, völlig nach modernem Geschmacke eingerichtet. Die mit Tapeten bekleideten Wände glichen denen eines Hotels, das eine lange Reihe von Zimmern enthält. Große Kupferstiche in schwarzen Rahmen bildeten eine heilsame Abwechslung auf dem grauen Grunde. Der Kastellan erschloß eilig eine der braunen Thüren. Man trat in ein reizendes Vorzimmer. Die Dame sagte schmerzlich lächelnd:

„Sie wollen mich in mein Boudoir führen?“

„Es steht schon lange für die gnädige Frau bereit.“

„Ach, ich kann es nur für wenige Stunden bewohnen, dann scheide ich aus diesem Schlosse, um es nie wieder zu sehen.“

Mathias schüttelte sein greises Haupt.

„Gebe Gott, murmelte er, „daß die Scheidung für beide Theile heilsam sei und daß die Reue nie kommen möge!“

Die Geschiedene betrat ein reizendes Boudoir, das sich in seinem vollen Glanze zeigte, als der Kastellan die weißen Vorhänge aufgezogen hatte. Geschmack und Reichthum boten sich die Hand, um ein kleines Paradies zu

schaffen. Tapeten von blauer Seide schmückten die Wände, kostbare Gardinen die Fenster. Statt der alten Möbel sah man neue, lauter Muster von Eleganz. Ein schwerer Teppich bedeckte den Boden. Von dem kunstvoll gemalten Plafond herab hing eine große Bronceampel. Durch einen halb geöffneten Vorhang fiel der Blick in einen Alkoven, der jeder Beschreibung spottet. Der ganze Raum war mit gelber Seide ausgeschlagen, die sich über dem schneeweißen Bette zu einer Krone vereinigte. Werthvolle Nippsachen und Vasen bildeten ein Ensemble, das die verwöhnteste Dame als ein Meisterstück anerkennen mußte.

„Was ist das?“ fragte erstaunt die Gräfin.

Der Kastellan erklärte:

„Fast den ganzen Sommer sind Tapezierer und Vergolder beschäftigt gewesen, diesen Flügel des Schlosses prachtvoll auszustatten. Es sind große Summen dafür gezahlt, da das Material aus echten Stoffen besteht. Ganz gegen seine Gewohnheit kam der Herr Graf sehr oft, um nachzusehen, wie weit die Arbeit vorgeschritten. Gefiel ihm diese oder jene Einrichtung nicht, so mußte auf der Stelle eine Veränderung vorgenommen werden. Ich war der Meinung, dies Alles geschähe, um Ihnen bei der Rückkehr aus dem Bade eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, und gab mich der frohen Hoffnung hin, die kleinen Zwistigkeiten, die man ja in jeder Ehe findet, seien ausgeglichen ... Da höre ich jetzt zu meinem Erstaunen ...“

Der Alte schwieg, weil er sah, daß Thränen über die zarten Wangen der Gräfin rannen.

„Ja, sie sind ausgeglichen," flüsterte sie, „für immer ausgeglichen! Hat man Ihnen nicht befohlen, mich abzuweisen, wenn ich Einlaß begehren sollte?"

„Gnädige Frau!"

„Gestehen Sie es nur!"

„Der Herr Graf hat mir keinerlei Mittheilung gemacht, die ich irgendwie auf Sie beziehen könnte. Ich habe Sie in dieses Boudoir geführt, weil es ein anderes Damengemach nicht gibt . . . Jede Verantwortlichkeit, die daraus entsteht, übernehme ich . . . Befehlen Sie Erfrischungen . . ."

„Nichts, nichts! Gönnen Sie mir Ruhe, daß ich mich sammeln kann, und ich werde es Ihnen stets Dank wissen!"

Mathias verneigte sich und ging.

„Melden Sie dem Grafen, sobald er ankommt," rief sie ihm nach, „daß ich um eine Unterredung bitten lasse."

Die Gräfin war allein.

Sie warf den Reisemantel ab. Eine schlanke, aber hagere Gestalt ward sichtbar, die eine einfache Robe von schwarzer Seide einhüllte. Die Gräfin, vielleicht zweiunddreißig Jahre alt, litt an einem Brustübel, das zwar langsame, aber sichere Fortschritte machte. Die Blässe ihres zarten Gesichtes und die auffallende Hagerkeit sprachen dafür. Trotzdem zeigte ihr geist- und gemüthvolles Auge noch lebhaften Glanz und eine Fülle des schönsten schwarzen Haars umspielte das Haupt. Blendend weiße Zähne schimmerten durch die schmalen bleichen Lippen. Nachdem die

Dame, sichtlich erschöpft, ein Fenster geöffnet hatte, warf sie sich auf einen der prachtvollen Lehnstühle, die im Kreise um einen Tisch standen. Schmerzlich lächelnd betrachtete sie das elegante und zugleich üppige Gemach, das mit Luxus und echt französischer Raffinerie ausgestattet und eingerichtet war.

„Ich würde es nicht glauben," flüsterte sie, „wenn ich mich nicht davon überzeugt hätte! Die Geliebte eines Königs von Frankreich kann ein besseres Boudoir sich nicht wünschen. Der geizige Graf ist verschwenderisch gewesen... für wen? Für eine neue Gräfin! Ach, wie habe ich leiden und mich einschränken müssen, wie traurig waren diese Räume, die jedes Schmucks, jedes Comforts entbehrten. Ein Zauberschlag hat sie in einen Feenpalast umgewandelt... Immerhin, ich beneide die Fee nicht, die hier hausen wird; sie wird das glanzvolle Leben, das nur kurze Zeit dauern kann, mit Thränen und Jammer bezahlen müssen."

Je länger sie beobachtete, je mehr einzelne Schönheiten entdeckte sie. Der Alkoven war geradezu ein Wunder zu nennen, hervorgegangen aus der magischen Hand eines Zauberers. Alles darin war zart, duftig und üppig. Dieser Tempel konnte nur einer Göttin erbaut sein, die sich der höchsten Verehrung ihres Anbeters erfreute. Wenn die Liebe ein Prinzip ist, wie gewisse Philosophen behaupten, so fand sie hier den beredtsten Ausdruck. Die Geschiedene konnte sich kaum von ihrem Erstaunen erholen, denn Niemand begriff mehr, daß mit dem Grafen eine große Veränderung vorgegangen sein mußte, als sie. Es erfüllte sie diese Wahrnahme nicht etwa mit Schmerz oder Groll,

nein, dazu war sie zu gut; sie empfand nur eine gewisse Besorgniß, die der Leser im Verlaufe der Begebenheiten bald erklärlich finden wird.

Die einstige Gräfin von Birkau war eine geborene Baronesse von Reifenstein, Tochter einer alten, aber sehr armen Adelsfamilie, die früher Besitzungen am Rhein gehabt haben sollte. Ihr Vater war als pensionirter Oberst gestorben, die Mutter hatte sie nie gekannt. Lenore, so heißt unsere Dame, war in einem Fräuleinstifte erzogen und nach vollendeter Ausbildung als Gesellschaftsdame zu einer Fürstin gekommen, die einen kleinen Hofstaat unterhielt. Hier entwickelten sich die reichen Anlagen der jungen Baronesse in wunderbarer Weise; sie war nicht nur die schönste unter den Damen, sondern auch die gebildetste, taktvollste und liebenswürdigste. Lenore von Reifenstein erlangte eine Art Berühmtheit in der besten Bedeutung des Wortes und die Fürstin, die mit ihr in gleichem Alter stand, behandelte sie nicht als Gesellschafterin, sondern als Freundin. Der Graf Georg von Birkau, dessen Besitzungen an der Grenze des kleinen Fürstenthums lagen, war nicht selten Jagdgenosse des Fürsten und somit Gast bei Hofe. Es konnte nicht fehlen, daß er Lenoren kennen und lieben lernte. Georg, damals ein stattlicher und interessanter Mann, imponirte nicht nur durch seine Person, sondern auch durch sein großes Vermögen, denn er galt für den reichsten Grundbesitzer in der ganzen Provinz. Dazu kam, daß er ein Feind der sogenannten noblen Passionen war, denen die meisten Aristokraten, wenn sie reich sind, fröhnen;

Georg zeigte sich bei allen Gelegenheiten nobel ohne Verschwendung, er war heiter ohne Ausgelassenheit, jagte und spielte ohne Leidenschaftlichkeit und ging selbst Sonntags in die Kirche, um zu singen und zu beten. Die Fürstin glaubte nicht besser für ihre Freundin sorgen zu können, als wenn sie eine Verbindung mit dem reichen und charaktervollen Grafen anbahnte. Die Bestrebungen der guten Dame wurden von dem besten Erfolge gekrönt ... Lenore, die den Grafen achtete, liebte ihn bald und der Graf versicherte, daß zu seinem Glücke nichts fehle, als Lenore. Die Trauung ward still und geräuschlos in einer Dorfkirche vollzogen und das glücklichste Paar, so schien es damals, wohnte in dem alten Schlosse Birkau.

Es ist nicht die Aufgabe unserer Erzählung, den Verfall des ehelichen Glückes der armen Lenore in seinen Einzelnheiten zu schildern, wir berichten nur das, was zur Charakteristik des Grafen nöthig erscheint und im Zusammenhange mit späteren Ereignissen steht.

Die sanfte Lenore schenkte ihrem Gatten eine Tochter, die in der Taufe den Namen Ludovika erhielt. Die Fürstin hatte Pathenstelle bei ihr vertreten. Georg hätte zwar lieber einen Sohn gehabt, aber er freute sich doch über das Geschenk des Himmels, das ihm die reizende Gattin vermittelt hatte. Bald darauf genas Lenore eines Söhnleins und somit war der Wunsch des Vaters nach einem Stammhalter erfüllt. Bei der Mutter zeigten sich die ersten Symptome des Uebels, das den zarten Organismus völlig zu zerstören drohte. Lenore besuchte Bäder und unterzog

sich gewissenhaft den Kuren, die berühmte Aerzte ihr vorgeschrieben; das rasche Fortschreiten der Brustkrankheit ward zwar gehemmt, aber die Leidende verlor an Schönheit und Munterkeit, obgleich sie sich nur alle ersinnliche Mühe gab, ihren wahren Zustand geheim zu halten. Anfänglich benahm sich der Gemahl ruhig und theilnehmend, bald aber ward er gleichgiltig, mied den Umgang mit der Leidenden und zeigte sich endlich düster und verschlossen. Die Gräfin mußte ihre Badereisen ohne den Gemahl unternehmen, nur begleitet von ihren Kindern und einer Bonne, Fräulein Marie Faber, die zu ihrer Gebieterin in den freundschaftlichsten Beziehungen stand.

Das Leben der beiden Gatten gestaltete sich rasch zu einem unerträglichen, denn der Graf ward so geizig, daß er die Subsistenzmittel der Gräfin arg beschränkte. Es kam zu traurigen Scenen, die den Stolz der unglücklichen Frau verletzten, daß sie endlich in die Scheidung willigte, die der Gemahl durch unwürdige Behandlung gewaltsam provocirte.

Die erschöpfte Frau überließ sich der Ruhe, deren sie nach der Reise dringend bedurfte. Ein Husten störte oft den Halbschlummer, in den sie wider ihren Willen versank. Plötzlich hörte sie Hufschläge in dem Schloßhofe; sie eilte an das Fenster, das nach dort ging, verbarg sich hinter der schweren Gardine und lauschte. Sie sah außer einigen Bedienten nur den Grafen, der sich rasch vom Pferde schwang und in das Haus ging.

„Er kommt," flüsterte Lenore vor sich hin. „Vielleicht verschmäht er es, mich zu empfangen . . . Aber ich muß

mit ihm sprechen, es koste was es wolle. Ich muß, ich muß!“

Nachdem sie unruhig einigemal auf- und abgegangen, blieb sie in der Mitte des Boudoirs stehen.

„Ich bin ja eine Fremde hier,“ dachte sie schmerzlich, „und kann nur demüthig bittend erscheinen.“

Zehn Minuten verflossen.

Nichts regte sich. Die unheimliche Stille, die im Schlosse herrschte, dauerte fort.

„Wie er mich warten läßt!“ flüsterte die Gräfin. „Mathias wird doch seine Schuldigkeit gethan haben?“

Wiederum verflossen zehn Minuten.

Da ward an die Thür geklopft; diese öffnete sich, ehe Lenore antworten konnte. Mathias trat ein und meldete ceremoniell:

„Der Herr Graf von Birkau!“

Ihm auf dem Fuße folgte der Angemeldete. Der Kastellan war verschwunden, die Thür geschlossen.

Der Graf befand sich noch im eleganten Jagdkostüme; er trug sogar noch die Reitgerte in der Hand und die graue Mütze auf dem Haupte.

„Mit Erstaunen vernehme ich die Meldung von dem unerwarteten Besuche . . . Ich empfange ihn, trotzdem ich mich nicht in der geeigneten Stimmung befinde, einen Rückblick auf die Vergangenheit zu werfen, in der ich schwere Sorgen ertragen habe.“

Leonore preßte beide Hände auf die Brust.

„Sie bezeichnen, Herr Graf, kurz und bündig die

Stellung, die Sie mir gegenüber einzunehmen gesonnen sind. So demüthigend dies auch für mich ist, ich ertrage es mit der Geduld, die Sie an mir schätzen zu lernen lange Gelegenheit gehabt, wenn ich auch sonst die Tugenden einer Frau nicht besitze, die Sie beanspruchen."

Der Graf lächelte wie ein Mann, der aus Delikatesse ein herbes Wort hinnimmt. Ruhig legte er die Reitpeitsche und die Mütze auf den nächsten Stuhl und deutete mit der Hand auf den Divan. Die Schwäche zwang die arme Frau, der Einladung zu folgen; sie ließ sich nieder, gewaltsam das Hüsteln unterdrückend, das die Erregung hervorrief. Der Graf trocknete mit dem gelben Seidentuche den Schweiß von der hohen Stirn, holte tief Athem, als ob er dadurch den Grad seiner Geduld andeuten wollte, kreuzte die Arme und legte sich an den schweren Mahagonitisch, der zur Seite des Divans stand.

„Ich höre, gnädige Frau!" murmelte er, kalt lächelnd.

Lenore begann mit zitternder Stimme:

Unsere Scheidung, Herr Graf, ist gerichtlich ausgesprochen."

Er neigte beistimmend das Haupt.

„Ich habe mich nicht dagegen gesträubt", fuhr sie fort, „obgleich ich einen rechtsgiltigen Grund nicht zu finden vermochte. Den Rath meines Anwaltes habe ich verschmäht, habe nur auf die Stimme der Ehre gehört . . ."

Der Graf regte sich nicht.

„Und was sagte Ihnen diese Stimme?" fragte er kalt.

„Daß ich die beschränkteste Freiheit einer Behandlung vorziehen müsse, die mich in den Augen der Welt und meiner Kinder tief herabsetzt.“

Ah, ein triftiger Grund! Doch, lassen wir Erörterungen, die zu nichts mehr führen.“

„Verzeihung, diese Erörterungen motiviren mein Gesuch, das mich zu Ihnen führt.“

Der Edelmann machte eine Bewegung mit der Hand.

„Ich bitte, fassen Sie sich kurz.“

Die Geschiedene rief mit Anstrengung:

„So kurz, als es mir irgend möglich ist.“

Ein starkes Husten unterbrach ihre Worte; sie brachte das Tuch an den Mund.

Der Graf sah nach dem Fenster, als ob dieses Schauspiel ihm unerträglich sei.

Lenore errieth, was in dem Grafen vorging; sie weinte einige Augenblicke, ehe sie fortfuhr:

„Die Scheidungsurkunde enthält die Bedingung, daß Ihnen die Erziehung unserer Kinder überlassen bleibe; auch dieser Bedingung habe ich mich gefügt, so hart sie ist . . . Mir fehlen ja die Mittel, standesgemäß für die lieben Kleinen zu sorgen . . . Ich glaubte durch meine Entsagung ihnen den Weg zum Glücke zu bahnen . . . Mit tiefem Schmerze trennte ich mich, hoffend, Trost und Beruhigung in dem Bewußtsein zu finden: Du hast redlich Deine Mutterpflichten erfüllt, hast das Höchste gethan, was eine Mutter vollbringen kann . . .“

„Gut, gut,“ rief der Graf, „ich erkenne es an!“

„Aber ich habe mich getäuscht, habe meiner schwachen Kraft zu viel zugetraut.“

„Was soll das heißen?“

„Die Sehnsucht nach meinen Kindern tödtet mich!“ rief schluchzend die arme Frau. „Ich habe Tag und Nacht nicht Ruhe . . . Zu der Krankheit des Körpers, die mich nach und nach aufzehrt, gesellt sich der Schmerz um meine Kinder . . . Mein Gott, wie lange werde ich denn noch leben? Geben Sie mir die Tochter, geben Sie mir Ludovika zurück, daß ich wenigstens einen Trost, ein Licht auf meinem dunkeln, vielleicht noch sehr kurzen Lebenswege habe . . .“

Die Gräfin wollte die Arme flehend ausstrecken; ein starker Husten hinderte sie daran, daß sie ihr Gesicht in die Seidenkissen des Divans pressen mußte.

„Wie lästig!“ murmelte der Vater vor sich hin.

Dann senkte er das Haupt auf die Brust und schloß die Augen.

Der Anfall war vorüber, Lenore trocknete ihre Thränen. Ihr großes Auge glänzte fieberhaft, als sie den Blick auf den regungslosen Grafen richtete, der mit sich zu berathen schien.

„Im Namen Gottes,“ rief sie, „weisen Sie mich nicht ab!“

„Sie fordern viel, gnädige Frau!“

„Ich weiß es; aber nicht mehr, als Sie von mir gefordert haben. Nehmen Sie Rücksicht auf das zerrissene Mutterherz, das nur noch kurze Zeit schlägt . . . Sie selbst

sind soeben Zeuge des Zustandes gewesen, in dem ich mich befinde! Und ich kann ihn nicht verbergen, so gern ich es möchte."

Der Graf ging auf und ab.

Als er zu keinem Entschlusse gelangen konnte, rief Lenore ihm zu:

„Es kann Ihnen nicht schwer werden, da Sie die Kinder nicht um sich haben; Sie haben sie einem mir unbekannten Pensionate übergeben . . . Ich sende Ihnen die Tochter, so oft Sie sie sehen wollen . . . daß ich ihr die besten Grundsätze einpräge, daß ich sie sorgfältig erziehe, dafür bürgen Ihnen meine Fähigkeiten, meine Ehre . . . Es gibt keinen Grund, der Sie veranlassen könnte, mich abzuweisen . . . Im Namen Gottes, geben Sie mir die Tochter!"

Der Edelmann blieb vor seiner geschiedenen Frau stehen.

„Es gibt keinen Grund?" fragte er kalt lächelnd.

„Nein, nein!"

„Und doch . . ."

„Nur eine Mutter kann ihr Kind gut erziehen. Ihnen bleibt Leopold, Ihr Sohn . . . Zweifeln Sie weder an meiner Fähigkeit noch an meinem guten Willen . . . Vor allem aber bedenken Sie, daß ich die Mutter bin!"

„Ich habe schon Alles bedacht! Die Kinder des Grafen von Birkau müssen standesgemäß erzogen werden und dazu gehört mehr als Fähigkeit und guter Wille . . ."

„Was noch, was noch?" fragte eifrig die Frau.

„Geld, viel Geld!“

Lenore lächelte.

„Die Geldfrage spielt in meinen Augen eine untergeordnete Rolle; Sie wissen ja, daß ich nie eigennützig gewesen bin.“

„Immerhin, meine Gnädige; aber das Geld ist in unserer Zeit ein Faktor, ohne den sich nichts unternehmen läßt.“

„Die Rente, Herr Graf, die ich von Ihnen beziehe ist zwar klein; aber sie genügt , . .“

„Für Ihre Bedürfnisse, ich weiß das.“

„Ich theile sie gern mit meiner Tochter.“

„Um eine Bonne aus ihr zu machen.“

„Nein, mein Herr, dazu bin ich zu stolz!“

„Und ich fühle mich nicht geneigt, die Ihnen gesetzlich zugeschriebene Rente um einen Thaler zu erhöhen.“

Lenore ließ das Haupt sinken.

„Es scheint, mein Herr, flüsterte sie, „als ob Sie meine Bitte für den Ausfluß einer niedern Spekulation halten! O, wie habe ich mich getäuscht! Als ich in alle Punkte der Scheidung willigte, glaubte ich Ihnen den Beweis von meiner Großmuth, von meiner Uneigennützigkeit zu liefern . . . Ich begnügte mich mit der kargen Rente . . . O, ich würde auch diese nicht genommen haben, wenn ich andere Subsistenzmittel gehabt hätte . . .“

„Genug!“

„Fügen Sie dem, was ich erlitten, nicht neue Kränkungen hinzu.“

„Verzeihung, wir beleuchten nur die Situation.“

Die Geschiedene sagte mit Würde:

„Diese bedarf einer Beleuchtung nicht mehr!“

„Sie provociren es ja.“

„Bei dem spärlichen Lichte, das wir bis jetzt hatten, läßt sie sich deutlich genug erkennen.“

„Immer noch bitter?“ rief der Graf.

„Ich bemühe mich, den dürftgen Schleier zu erhellen, der über uns ausgebreitet liegt; ich habe nicht den leisesten Versuch gemacht, Ihr Benehmen zu meinen Gunsten zu schildern und das Mitleid der Welt für mich zu erwecken ... Meine Ehre ist fleckenlos wie der junge Schnee ... Ich begnüge mich mit der Annahme: das Brustleiden, das Dich zerstört, hat auch die Liebe Deines Mannes zerstört! Eine kranke Frau ist eine Last ... Und ich bin krank, sehr krank! Sie sehen, daß ich mich keiner Illusion über meinen Zustand hingebe.“

Der Graf hatte die Hand an das Kinn gelegt und wiegte das halbkahle Haupt. „Weiter, weiter!“ murmelte er.

„Was soll ich Ihnen mehr noch sagen?“

„Wir kommen dem Kerne der Sache schon näher; sprechen Sie sich nur aus; gnädige Frau.“

„Zweifeln Sie meine Ehre, meine Gutherzigkeit nicht an!“

Der geschiedene Mann fragte mit Bitterkeit:

„Bin ich ehrlos, hartherzig?“

Lenore fuhr auf:

„Von dem letzten kann ich Sie nicht freisprechen!“

„Was ist das?“

„Sie haben sich der kranken Frau entledigt; ich bin Ihnen entgegen gekommen, trotzdem ich mein Leiden nicht verschuldet habe. Ich wollte nicht, daß Sie Ihr Leben vertrauern . . . Ich wollte allein dulden und tragen. In diesem Entschlusse liegt vielleicht eine Romantik, die Sie belächeln . . . Immerhin, ich bereue ihn nicht. Den zweiten Beweis für Ihre Hartherzigkeit haben Sie soeben geliefert . . . Sie verweigern mir das Mittel, das meinem traurigen Leben einigen Reiz verleiht . . . aber noch hoffe ich . . .“

Der Graf unterbrach sie mit den Worten:

„Hoffen Sie nichts, denn ich kann und will nicht mehr gewähren, als ich bis jetzt zugestanden habe. Die Kinder bleiben unter meiner Obhut, ich sorge für die Erziehung derselben nach den Grundsätzen, die ich als die allein richtigen anerkenne. Auch mir liegt es ob, dem Vater, den Kindern einen Weg zu bahnen, der zum Glücke führt, soweit menschliche Berechnung es voraus bestimmen kann. Nennen Sie mich nicht hartherzig, verehrte Frau; aber ich bitte, mich für vorsichtig zu halten. Unsere Lebenswege, die eigentlich nie hätten zusammenlaufen sollen, sind nun geschieden . . . Ich wünsche, daß der Ihrige Sie an ein glückliches Ziel bringe.“

Lenore blieb einige Augenblicke sprachlos vor Erstaunen.

„Mein Gott, was muß ich hören!“ flüsterte sie endlich.

Der Graf verneigte sich und wollte gehen.

Sie erhob sich.

„Warten Sie noch!“ rief sie zitternd.

Der Edelmann, der die Hand nach der Thür ausstreckte, wandte sich.

„Was beliebt, gnädige Frau?“ fragte er ironisch lächelnd.

„In Ihren Worten liegt ein Verdacht, den ich nicht mit mir nehmen kann, den ich abwälzen muß. Ich glaube verstanden zu haben, daß Sie unsere Kinder vor schädlichen Einflüssen bewahren wollen . . . Herr Graf, Sie greifen meine Ehre an. So lange es mir vergönnt war, Mutterpflichten zu üben, habe ich stets die reinste Moral beobachtet . . . Ich habe unseren Kindern sogar den Mißton verborgen gehalten, der sich in unser eheliches Leben geschlichen. Nie hat eine Silbe ihnen verrathen, daß die Mutter eine unwürdige Behandlung erduldet . . . Ich habe dafür gesorgt, daß sie den Respekt vor dem Vater bewahren konnten. Was muß ich nun fürchten? Man sorgt dafür, daß die Kinder ihre Mutter verachten! Herr Graf, ich habe Ihnen das Glück meiner Jugend, meines ganzen Lebens geopfert, die Würde und Ehre der Frau ist mein heiligstes Besitzthum, ich vertheidige es mit allen mir zu Gebote stehenden Waffen. Gehen Sie nicht zu weit, es könnte gefährlich werden!“

Die letzten Worte, die eine ungeheure Erregung ihr entrissen, hatte sie drohend gesprochen.

Der Graf blickte sie überrascht an.

„Ah, die Maske fällt immer mehr!“ murmelte er.

„Ich habe stets mein wahres Gesicht gezeigt.“

„Aus dem Lamme, das ergeben duldete, wird eine

Heroin, die vielgepriesene Sanftmuth des Charakters verwandelt sich in Gift und Galle . . . Wahrlich, Ihr Muth muß nicht gering sein, daß Sie es unter den obwaltenden Verhältnissen wagen, mir zu drohen. Nachdem sich herausgestellt, daß Sie durch erheuchelten Schmerz nichts erreichen, wenden Sie Drohungen an . . . Wahrlich, ich habe von Ihrer Klugheit mehr gehalten . . . Vor der Hand will ich mich begnügen, Ihnen meine Verwunderung darüber auszudrücken . . . Sorgen Sie, daß ich nicht einen Schritt weiter zu gehen brauche."

Die arme Frau bebte wie ein Blatt im Winde.

„Sie hegen Verdacht gegen mich!" rief sie mit Anstrengung.

„Ich kann, ich will nicht lügen."

„Was habe ich verbrochen?"

„Mir hat es stets geschienen, daß ich in Ihrem Sinne handle, wenn ich unsere Scheidung bewerkstellige. Diese Vermuthung ward zur Gewißheit, als ich Ihr Entgegenkommen bemerkte . . ."

„Meine Krankheit, Herr Graf . . ."

Er trat einen Schritt zurück, indem er rief:

„Bah, auch diese halte ich für Maske!"

Lenore zuckte heftig zusammen.

„Gott im Himmel," flüsterte sie, fast zusammenbrechend vor Schrecken, ich muß sehr tief stehen in Ihrer Achtung, daß Sie mich einer so sträflichen Verstellung für fähig halten. Was gäbe ich darum, wenn ich gesund wäre!"

Ein unheimlicher Blick schoß aus den Augen des Grafen.

„Erklären Sie mir Ihre Drohung!“ rief er.

Die Dame mußte sich auf die Lehne des Divans stützen.

„Brechen wir ab!“ rief sie schluchzend.

„O, Sie entgehen mir nicht!“

„Sie verweigern die Gewährung meiner Bitte . . .“

Der Graf stand vor ihr.

„Ich muß klar sehen,“ rief er entrüstet, „ganz klar! Was kann mir gefährlich werden?“

Die Dame erhob sich. Ihr Gesicht war noch bleicher als zuvor.

„Trennen wir uns für immer!“ sagte sie würdevoll. „Ich werde den Schmerz über die Trennung von meinen Kindern zu ertragen suchen, da Sie kein Mitleid mit dem Mutterherzen zeigen. Mögen Sie nie bereuen, mich in tiefster Seele gekränkt zu haben . . .“

„Wie großmüthig,“ höhnte er. „Wahrlich, Sie befolgen eine bewunderungswürdige Taktik. Gehen Sie und verkünden Sie den Leuten, daß ich ein herzloser niederer Mann sei . . . Denn eine andere Rache kann die Drohung nicht in sich schließen . . . Aber höre ich die leiseste Andeutung, die meiner gräflichen Ehre zu nahe tritt, so erkläre ich durch die Zeitungen den wahren Grund, der mich zu der Trennung meiner Ehe veranlaßt hat. Erröthen Sie nicht, Madame? Regt sich das Gewissen nicht, indem Sie mir in's Auge blicken? Sie halten mich für

einfältig . . . Der Einfältige hat ihr Lügengewebe durchschaut und ist dabei großmüthig geblieben, vergessen Sie das nicht! Und nun drohen Sie mir? Die Komödie ist aus, ich nehme keine Rücksicht mehr, selbst nicht auf den Fürsten, der Ihre Meinung über mich theilt!"

Die Dame schrie entsetzt auf:

„Was ist das?"

Er ergriff ihre Hand und zischte:

„Die lächerlichste Erscheinung auf der Erde ist ein betrogener Ehemann . . . Ich gebe mich der Lächerlichkeit preis, um Sie, Madame, in das wahre Licht zu stellen."

Gewaltsam stieß er ihre Hand zurück.

„Wahnsinniger!" rief sie erschüttert.

Der Graf stand regungslos wie eine Bildsäule, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, seine Lippen zuckten.

„Wie nennen Sie mich?" stammelte er.

„Ich will nicht glauben, daß Sie im hohen Grade boshaft sind . . ."

„Wahnsinnig? Wahnsinnig? Ich war es, als ich Sie zur Gräfin erhob, ich war es, als ich Ihren trügerischen Worten glaubte und Ihren frommen Mienen traute! Und die fromme, duldsame Fürstin, die für ihre geliebte Freundin schwärmte, die Lenore als eine kostbare Perle pries . . . Sie hat sich dieser Perle auf eine geschickte Art entledigt, daß Ruhe einkehrte in das fürstliche Palais. O, ich bin zu spät zu der Erkenntniß des Wahren gelangt; hätte ich nicht eine Binde vor den Augen gehabt, ich würde die schönste Zeit meines Lebens nicht zu beklagen haben.

Wahrlich, es gehört Muth dazu, sich für wahnsinnig zu erklären! Mein Verstand ist jetzt so hell, wie nie zuvor ... Ich durchschaue Sie, Madame; ich durchschaue mit scharfen Blicken den Fürsten und die Fürstin, die mich verkuppelt haben. Ich durchschaue Alles und am klarsten Ihre schwarze Seele! Da kommen Sie wie eine Bettlerin und prahlen mit Ihrer Mutterliebe ... Ich reiße Ihnen die Maske ab ... Sie sind eine Betrügerin!"

„Heiliger Gott!" rief Lenore.

„Soll ich Ihnen noch mehr sagen? Soll ich Ihnen darthun, daß ich nicht verrückt bin? Ich will es, ich muß es, um Ihnen richtige Ansichten über mich beizubringen. Nein, ich darf und kann Sie nicht mehr schonen, meine aristokratische Ehre leidet darunter. Sie meinen vielleicht, die Vaterliebe bindet mich an Ihre Kinder? Nein, ich liebe und hasse sie nicht, sie sind mir gleichgiltig wie Sie, Madame, es mir sind! Aber ich entziehe sie Ihrem Einflusse, um das Decorum zu wahren. Danken Sie es mir, daß ich den Schleier nicht zerreiße, der über der Vergangenheit ruht. Wäre ich weniger Aristokrat, ich würde der staunenden Welt eine seltsame Heirathsgeschichte erzählen ... Sagen Sie das dem Fürsten, dessen Intentionen Sie auszuführen scheinen; der Fürstin werde ich selbst den Dank für freundliche Theilnahme abstatten. Wir sind für immer geschieden! Ich sage nicht: „Auf Wiedersehen!" Frau von Reifenstein ..."

Der Graf entfernte sich hastig, ohne zu grüßen. Ge-

waltsam schlug er die Thür hinter sich zu, daß der Boden erbebte.

Die Dame sank halb ohnmächtig auf den Divan. Es bedurfte einiger Minuten, ehe Thränen ihre Erstarrung lösten.

„Diese Auffassung der Dinge," flüsterte sie vor sich hin, „ist gräßlich! Und ich glaubte den wahren Grund zu kennen . . . Der Graf hält mich für treulos! Soll ich mich vertheidigen? Nein, es wäre unter meiner Frauenwürde. Er fingirt Mißtrauen, um mich abzuweisen; er kränkt mich in tiefster Seele, um mich für immer fern zu halten. Das ist eine ungeheure Bosheit, eine abscheuliche Infamie. Und meine Kinder behält er aus Rache . . . Gott, wie wird es den Armen ergehen! Ach, und ich kann nichts, nichts thun! Rufe ich die Hilfe der Gesetze an, so errege ich einen Eclat, der den Fürsten kompromittirt. Dieser Graf ist zu Allem fähig. O, daß ich ihn nicht früher erkannt habe!"

Sie weinte still vor sich hin.

Da trat der alte Mathias ein.

„Ich habe es mir gedacht!" rief er theilnehmend.

Die Gräfin sah ihn traurig an.

„Was haben Sie gedacht, lieber Freund?" fragte sie schluchzend.

„Daß Sie einen übeln Empfang finden würden."

„Mein Gott, ich bin sehr unglücklich!"

Krampfhaft schluchzend legte sie das weiße Tuch vor das Gesicht.

„Fassen Sie sich, gnädige Frau, die Dinge sind einmal nicht zu ändern!“ mahnte der Greis, der dem Divan nahe getreten war. „Verzeihen Sie mir, wenn ich die Ansicht ausspreche: Sie wären, wenn die Scheidung nicht eingetreten, vielleicht noch unglücklicher geworden.“

Lenore reichte dem treuen Diener die Hand.

„Mathias, ich bedarf eines Vertrauten in der Nähe des Grafen . . . Schrecken Sie nicht zurück, denn ich fordere keine Perfidie von Ihnen.“

Bewegt fragte der Greis:

„Was kann ich thun?“

„Ach, ich soll meine Kinder nicht sehen!“

„Wer verweigert es Ihnen?“

„Der Graf.“

„Das ist mehr als hart, das ist grausam!“ rief entrüstet der Greis. „Eine Mutter hat doch wohl das Recht, mit ihren Kindern zu verkehren. Dringen Sie nur darauf, das Gericht wird Ihnen beistehen. Ja, der Herr Graf, er hat sich völlig verändert, ich habe es mit Schmerz wahrgenommen.“

„Mathias, wissen Sie, wo meine Kinder sind?“

Der Greis schüttelte das Haupt.

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau, so wahr mir Gott helfe!“

„Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?“

„O, das ist noch nicht so lange her. Vor kaum drei Wochen sind sie abgereist, sie hatten sich wohl einen Monat

hier aufgehalten. Die frische Luft im Parke hat ihnen wohlgethan, die lieben Kleinen sehen prächtig aus.“

Lenore fragte hastig:

„Ist eines von ihnen krank gewesen?“

„Nein, durchaus nicht!“ versicherte der Alte. „Ludovika ist zwar immer noch ein zartes Kind, aber sie ist munter und gesund, springt lustig durch die Wege unseres Parkes und spielt gern mit den Puppen, deren sie ein ganzes Dutzend besitzt. Leopold ist ein ausgelassener Junge, Sie verzeihen mir den Ausdruck . . . Ich habe ihn so lieb, als ob er mein eigener Sohn wäre. Ach, wie oft habe ich ihn auf meinen Armen getragen und auf ein altes frommes Pferd gesetzt, das ihn durch den Hof trug. Nein, gnädige Frau, die lieben Kinder sind wohlauf und auch die neue Bonne behandelt sie gut.“

„Eine Bonne?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Wer ist diese Bonne?“

„Ein Fräulein Stern, schon in gesetzten Jahren, die zwar nicht schön, aber doch sehr verständig ist. Ich habe sie zuvor nie gesehen, sie kam mit den Kindern zu einem Sommeraufenthalte hier an und reiste wieder ab, als die Ferien des Pensionats zu Ende waren . . . so hörte ich beiläufig erzählen. Der Herr Graf kam einigemal, aber er kümmerte sich wenig um die Kinder, er hatte nur Sinn für die neue Einrichtung der Zimmer, für Veränderungen, die hier und dort vorgenommen werden sollen, und für seine Pferde. Gestern sind sogar zwei Damenpferde an-

gekommen, prachtvolle Schimmel, die viel Geld gekostet haben. Ich begreife überhaupt den Herrn Grafen nicht, der auf einmal sehr freigebig geworden zu sein scheint."

„Mathias," fragte erregt die Dame, wissen Sie, in welcher Stadt sich das Pensionat befindet?"

„Nein!" versicherte treuherzig der Greis.

„Ich beschwöre Sie, seien Sie offen, lieber Mathias, das Glück meines Lebens hängt davon ab!"

„Sie kennen meine Ergebenheit, gnädige Frau! Ach Gott, hätte ich gewußt, daß Ihnen daran liegt, ich würde die Bonne, die immer freundlich mit mir war, ausgeforscht haben; aber, so wahr ich ehrlich bin, ich habe nicht daran gedacht. Die Abreise erfolgte auch so rasch, daß ich von den Kleinen nur flüchtig Abschied nehmen konnte. Beruhigen Sie sich, gnädige Frau; nach Allem, was ich wahrgenommen, sind Ihre Kinder gut aufgehoben."

„Mathias, Sie sind in der Nähe des Grafen," rief Lenore, „ich beschwöre Sie, suchen Sie zu erforschen, wo die Kinder sich befinden."

„Ich werde Alles aufbieten, um Ihren Wunsch zu erfüllen."

„Hier ist meine Adresse!"

Sie überreichte ihm eine Karte.

„Schreiben Sie mir unter dieser Adresse," fügte sie hinzu, „sobald Sie etwas in Erfahrung gebracht haben."

Der Kastellan versprach es.

Lenore nahm bewegt Abschied von dem Greise, den sie stets als einen bewährten treuen Diener gekannt hatte.

Mathias begleitete sie bis an das große Thor, von wo der Weg bergab führte. Er sah lange der armen Frau nach, die langsam und schwankend sich entfernte.

„Ich bleibe dabei,“ murmelte Mathias vor sich hin, „dieser Baron ist der Teufel, der den schwachen Grafen zu allen Abscheulichkeiten verleitet. Wie geheim die Scheidung betrieben ist; wir haben hier keine Ahnung davon gehabt. Die arme gute Gräfin . . . Wenn man die Dinge bei Lichte besieht, ist sie kaum zu beklagen, denn mit dem Grafen läßt sich schwer umgehen. Aber daß er ihr den Umgang mit den Kindern verweigert . . . das ist mehr als hart, das ist entsetzlich. Es muß doch ein tiefer Grund vorhanden sein, den ich wohl kennen möchte. Soviel steht fest: erfahre ich den Aufenthalt der gräflichen Kinder, so soll ihn auch die Gräfin erfahren . . . Ich werde auch einmal den Teufel spielen, um dieses unsaubere Geheimniß zu entdecken.“

Als er sich zum Gehen anschickte, kam der Baron über den Schloßhof. Auch er trug, wie der Graf, ein elegantes Jagdkostüm, das ihm vortrefflich stand. Alfred von Waldmann war von dem Kopfe bis zu den Zehen ein echter Waidmann; er trug sogar am glänzenden Koppel einen Hirschfänger mit silbernem Griffe. Seine feinen Stiefel, die bis an die Kniee reichten, hatten braune Stulpen, die angenehm von den weißen Lederhosen abstachen. Der grüne Frack mit Goldknöpfen gab ihm das Ansehen eines fürstlichen Kammerherrn, der eine Art Uniform trägt. Seine braun gantirte Hand spielte mit einer zierlichen

Reitgerte und an der Jokeymütze, die sein kahles Haupt bedeckte, prankte eine Birkhahnfeder. Alfred hatte sich nach dem neuesten Pariser Modejournal gekleidet. Der Ausdruck seines Gesichts war so freundlich harmlos, daß man ihn für den gutmüthigsten Menschen von der Welt halten mußte. Der stark ergraute Vollbart gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen.

„Freund Mathias!“ rief er.

Der Kastellan ging zu ihm.

„Sie befehlen, gnädiger Herr?“

„Wer ist die Dame, der Sie das Geleit gegeben?“

Mathias sah ihn verwundert an.“

„Die Dame, Herr Baron?“

„Es war doch eine Dame . . .“

„Gewiß, eine sehr vornehme Dame.“

„Nun?“

„Sie müssen sie kennen, Herr Baron.“

„Ich habe nur ihren Rücken gesehen.“

„Die geschiedene Frau Gräfin . . .“

Der Baron stutzte.

„Wie, die Frau Gräfin Lenore von Birkau?“

„Dieselbe, gnädiger Herr.“

„Ich bin später von der Jagd zurückgekehrt, als der Graf, da ich den Feldteich abgesucht habe . . .“

„Ja, die Frau Gräfin war hier.“

Der Baron ging langsam weiter, daß Mathias ihm folgen mußte.

„Was wollte die Dame?“ fragte er leise.

„Sie verlangte eine Unterredung mit dem Herrn Grafen.“

„Hat der Graf sie gesprochen?“

„Ja, gnädiger Herr.“

Ein Schatten des Mißmuths flog über das Gesicht des Barons.

„Lange?“ fragte er anscheinend gleichgiltig.

„Nein, vielleicht ein Viertelstündchen.“

Mathias erzählte unbefangen die Ankunft der Dame, die er immer noch für die Gräfin von Birkau gehalten und ohne Weiteres in das neu eingerichtete Boudoir geführt habe.

„Wer hat Ihnen von der Scheidung gesagt?“

„Die Dame selbst, gnädiger Herr.“

„Ah, sie selbst.“

„Mein Erstaunen können Sie sich denken.

„Ja, ja, die Scheidung wird Aufsehen erregen in der Welt, wenngleich die Freunde des Grafen sie nicht nur erklärlich, sondern auch für nothwendig finden.“

Der Kastellan zuckte mit den Achseln.

„Ich würde mir auch dann ein Urtheil nicht erlauben, wenn ich tiefere Einsicht in die Verhältnisse hätte. Unser Leben verfließt hier so still und ruhig, als ob das Schloß in keiner Verbindung mit der großen Welt stünde . . . Und so ist es auch, wir sehen nicht einmal eine Zeitung.“

„Es ist ein Fehler,“ fuhr der Baron fort, „daß man Sie nicht eingeweiht hat. Mein Freund, der Graf, be-

findet sich in einer Gemüthsverfassung, die zarteste Rücksicht erfordert. Lenore hätte nicht vorgelassen werden müssen."

„Verzeihung, ich hatte keine Ahnung und habe sie jetzt noch nicht."

„Natürlich, Sie kann ein Vorwurf nicht treffen."

„Meine Ergebenheit für den Herrn Grafen ist bekannt, ich gehe für ihn durch Feuer und Wasser. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich schon bei dem seligen Vater meines Herrn Kammerdiener und Leibjäger war . . ."

„Ich weiß Alles."

„Man hat mir den Posten des Kastellans gegeben, um mich für treue Dienste zu belohnen."

Beide Männer waren in eine Veranda getreten, die eine prachtvolle Fernsicht über den weiten Park bot. Der Baron schien den Kastellan absichtlich an diesen Ort geführt zu haben, wo er unbeobachtet mit ihm sprechen konnte.

„Ruft Sie der Dienst?" fragte Alfred von Waldmann, der sich auf einem Rohrstuhle niedergelassen hatte.

Mathias sah nach seiner Uhr.

„Bis zur Tafel bin ich frei."

„Wie spät ist es?"

„Halb eins."

„Nach einer Stunde wird gespeist."

„Bis dahin stehe ich zu Ihren Diensten, gnädiger Herr."

„Der Graf, mein lieber Frennd, pflegt der Ruhe, da die Jagd ihn ermüdet hat; stören wir ihn nicht. Mag er schlafen, während wir sein Wohl berathen."

Mathias setzte sich auf einen anderen Stuhl, wozu der Baron ihn durch eine Handbewegung eingeladen.

„Hören Sie mich an,“ begann der Edelmann nach einer Pause. „Im Interesse Ihres Herrn ist es nothwendig, daß Sie den Stand der Dinge kennen lernen. Der Graf hat sehr unglücklich mit seiner Frau gelebt.“

„Hm,“ murmelte Matthias, „so bestätigt sich meine Vermuthung.“

„Leider, leider!“

„Und der Herr Graf ist so gut!“

„Mir allein hat er unbeschränktes Vertrauen geschenkt.“

„Einen intimen Freund mußte er doch haben.“

„Schweigen wir über die Ursachen der unglücklichen Ehe, die so delikater Natur sind, daß ich ihrer dem Grafen gegenüber nicht erwähnen darf. Sie, der gereifte Mann, werden sie vermuthen, wenn Sie in Betracht ziehen, daß Lenore noch immer schön ist und durch ihre Schönheit Aufsehen erregt . . .“

„Um des Himmels willen, Herr Baron!“.

„Beklagen Sie Ihren Herrn, aber sprechen wir nicht weiter über diese trübe Angelegenheit. Lenore hat das Loos, das sie betroffen, nicht nur verdient, sie scheint es auch gewünscht zu haben, da sie die Scheidung ohne Bedenken annahm.“

„Es muß wohl so sein,“ murmelte Mathias, „denn die gnädige Frau sprach lächelnden Mundes über den Scheidungsprozeß, der rasch von Statten gegangen.“

Der Kastellan bediente sich dieser Lüge, um den Baron zutraulich zu machen.

„Wahrhaftig?“ fragte Alfred verwundert.

„Es thut mir leid, daß ich habe mein Urtheil über die Dame ändern müssen. So oft ich sie früher gesehen, ist sie mir sehr leidend erschienen . . .“

Der Baron lächelte.

„Eine Koketterie, die einen sehr tiefen Grund hatte.“

„Es ist kaum glaublich.“

„Und doch wahr! Leidende Frauen sind interessant; nur dem Ehemanne nicht, der sie täglich vor Augen hat. Der Graf hat sich scheiden lassen und somit ist der erste Schritt zu seinem neuen Glücke gethan.“

„Wo sind die Kinder, Herr Baron?“

„In einem Pensionate, wo sie gut aufgehoben sind. Der Graf kann und darf sie nicht sehen, ohne in eine tiefe Mißstimmung zu gerathen.“

„Natürlich!“ rief Mathias.

Alfred von Waldmann zog eine Cigarre aus seinem zierlichen Etui, zündete sie an und rauchte, ohne die Handschuhe auszuziehen. Jede seiner Bewegungen war elegant, echt aristokratisch.

„Ich komme nun zu einem anderen Punkte, der Ihr höchstes Interesse erregen wird. Der Graf ist eine gute, sentimentale Natur, die sich mittheilen muß, wenn sie nicht untergehen soll. Er trägt sich mit Heirathsgedanken . . .“

Der Kastellan horchte hoch auf.

„Wie, mit Heirathsgedanken?“

„Ein Mann in den besten Jahren . . .“

„Ich finde das erklärlich.“

„Sorgen Sie, daß Lenore ihm fern bleibe, die arglistig die Heirath zu verhindern sucht.“

„Die Geschiedene? Eine Vereinigung kann doch nicht wieder stattfinden.“

„Daran denkt Lenore nicht.“

„Sie muß doch einen Grund haben.“

„Rache gegen den geschiedenen Gemahl, da ihre eigenen Heirathsaussichten arg getrübt sind.“

„Unglaublich!“

„Außerdem gedenkt sie für ihre Kinder zu sorgen, deren Erziehung durch eine zweite Heirath des Vaters beeinträchtigt werden könnte. Es ist nun unsere Pflicht, die Intriguen fern zu halten, die von einer gewissen Partei geschmiedet werden . . .“

Der Baron schwieg plötzlich, da sich Schritte im Hofe vernehmen ließen.

Der Kastellan stand auf und sah durch die Bogenthür.

„Der Herr Graf kommt!“ flüsterte er.

Auch der Baron stand auf.

„Der Graf?“

„Er sieht sehr erregt aus.“

„Entfernen Sie sich, Mathias; seien Sie verschwiegen und der Graf wird es Ihnen später lohnen. Daß ich auf Ihre treuen Dienste zähle, versteht sich von selbst.“

In diesem Augenblicke betrat der Graf die Veranda.

„Mathias!“

„Gnädiger Herr?“

Der Kastellan verneigte sich tief.

„Sage dem Herrn Baron, daß ich ihn hier erwarte.“

„Dort ist der Herr Baron von Waldmann.“

Jetzt erblickte der Graf den Freund, der an einer von Reben umwundenen Säule der Veranda stand.

„Es ist gut!“ rief er dem Kastellan zu.

Mathias zog sich ehrfurchtsvoll zurück.

„Was ist Dir, Georg?“ fragte theilnehmend der Baron, indem er ihm beide Hände reichte. Bist Du krank? Hast Du einen unangenehmen Auftritt gehabt?“

Der Graf warf sich auf einen Stuhl, legte die Beine über einander und kreuzte die Arme.

„Ja, ich habe einen sehr unangenehmen Auftritt gehabt!“ murmelte er.

Dann sah er zu dem Baron empor, indem er fragte: „Weißt Du es schon?“

„Du wolltest ruhen; ich weiß nichts. Um die Zeit bis zur Tafel zu tödten, rauchte ich hier eine Cigarre . . .“

„Der Kastellan konnte Dir gesagt haben . . .“

„Nicht ein Wort! Mathias ist das Muster eines guten Domestiken; er weiß zu reden, aber auch zu schweigen. Was ist Dir begegnet, lieber Freund? O, wie bedauere ich, daß ich Dir nicht zur Seite geblieben bin . . . Stets muß etwas eintreten, was Dich verstimmt.“

„Mein Gott, soll ich denn nirgends sicher sein!“ rief ärgerlich der Graf.

„Sicher, wovor?“

„Lenore war hier; sie ward mir angemeldet, als ich von der Jagd zurückkehrte. Ich empfing sie, um ihre Intentionen kennen zu lernen, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als auf Ludovika . . .“

Der Baron blies eine große Rauchwolke in die Luft.

„Und darüber ereiferst Du Dich?“ fragte er lächelnd. „Die Kühnheit Lenorens ist bekannt; ich würde mich nicht wundern, wenn sie Drohungen ausgestoßen hätte, um Dich gefügig zu machen.“

Der Graf erzählte kurz den Inhalt des Gespräches, das er mit ihr gehabt.

„Du bist doch fest geblieben, Georg?“

„Kalt und fest wie der Stein zu meinen Füßen.“

„Recht so! Ich wette, daß der Fürst den Besuch veranlaßt hat.“

Der Geschiedene ballte beide Fäuste und ließ sie auf die Kniee sinken. „Es ist unerhört!“ murmelte er. „Dieser Elende!“

Der Baron betrachtete lächelnd seinen Freund; die Gemüthsstimmung desselben schien ihm Genugthuung zu gewähren.

„Waldmann,“ rief der Graf nach einigen Augenblicken, „ich dächte doch, daß ich Ludovika der Mutter übergeben könnte.“

„Wie du meinst.“

„Ob das Mädchen in dem Pensionate oder bei der tückischen Lenore ist . . .“

„Du meinst, dies sei völlig gleich?“

„Gewiß, gewiß. Eine kleine Konzession kann ich ihr schon machen.“

Der Baron schaukelte sich auf seinem Rohrstuhle und rauchte wie ein Mann, dem es Mühe kostet, die Zeit todtzuschlagen.

„Ich bin nicht der Meinung,“ entgegnete er ruhig. „Die Freude Lenorens über das schöne Kind theilt auch der Fürst, der Dich so schmählich betrogen hat. Vergiß das nicht, Georg!“

„Ja, ja,“ rief der Graf, „es ist wahr; aber diese Freude mag er bezahlen . . .“

„Wie?“

„Er soll die Erziehungskosten übernehmen, die nicht gering sind!“

Waldmann rauchte so stark, daß eine dichte Rauchwolke seinen Kopf einhüllte.

„Georg, Du bist unverbesserlich! Da spielt Dir der Geiz schon wieder einen Streich, der mehr als lächerlich ist. Ein Mann, der Deinen Reichthum besitzt, darf nicht rechnen, wenn es gilt, große Ziele anzustreben. Beweise Deinem Feinde, daß Du ihn gründlich verachtest und die von ihm eingeleiteten Verhältnisse verstehst.“

„Das wohl . . .“

„Nun kommt die Hauptfrage: Was wird aus dem Plane, den wir so reiflich überlegt haben? Nichts; er scheitert an Deinem Geize. Du mußt das Geschick der Kinder in der Hand behalten, dann gelangen wir an das

Ziel. Beschäftige Dich ferner nicht mit Lenoren, sie ist nun abgethan . . . Denke an die reizende Henriette . . .“

Der Graf zuckte zusammen.

Waldmann beobachtete ihn mit der Miene des Siegers.

„Georg“, fragte er, „hast Du das schönste Weib der Schöpfung vergessen? Dir keimt ein Glück empor, um das die Welt Dich beneidet. Henriette, die reizende Witwe, ist für Dich zu haben. Und wer hat sie zur Witwe gemacht? Dein bester Freund . . . Verbanne die Grillen und denke an die verlockende Zukunft . . . An Henriettens Seite wirst Du erst des Lebens froh werden. Dieses herrliche Schloß war bisher reizlos für Dich . . . Du zogst von einem Orte zu dem andern . . . Bald wird Dir der Park in einem anderen Lichte erscheinen . . . Ruhe und Friede werden in Dein Gemüth einkehren . . . Alle Deine Wünsche sind erfüllt . . . So nahe dem großen Ziele, läßt Du Dich von kleinlichen Gedanken beherrschen . . . Georg, ich fange an zu glauben, daß Deine neue Liebe schon wieder veraltet ist . . .“

„Nein, nein!“

„Daß Dich die Scheidung von der ungetreuen Lenore reut.“

Der Graf erhob sich rasch.

„Genug, ich erkenne meine Lage, die sich sehr günstig gestaltet hat. Mich erfaßt stets ein bitterer Verdruß, wenn ich der verlorenen Zeit gedenke. Tag um Tag schwindet, ich werde älter . . . Da will nun Henriette wieder das Trauerjahr abhalten . . .“

Der Baron trat ihm näher.

„Freund, auch das Trauerjahr ist ein überwundener Standpunkt.“

„Alfred!“

„Die Witwe trauert nicht mehr um den Selbstmörder, der Jammer und Elend über sie gebracht.“

„Hast Du neuere Briefe?“

„Ich reise morgen, um die göttliche Henriette zu holen, die zwar noch in schwarzer Kleidung erscheinen wird, die Trauer im Herzen aber längst abgelegt hat.“

Der Graf starrte den Verkünder dieser Botschaft an.

„Henriette kommt also nach Birkau?“ fragte er lächelnd.

„Wie Du es gewünschst hast.“

„Wann? Wann?“

„Nach einigen Tagen, sobald ich sie hole. Das Boudoir ist fertig, Du kannst ihr gleich die zukünftige Residenz zeigen. Von Widerstand ist keine Rede mehr . . . Aber, Freund, das Decorum muß gewahrt werden . . . Eine Tante wird Deine Braut begleiten, eine harmlose und gebildete Dame, die stolz darauf ist, zu Dir in Verwandtschaft zu treten. Die Konsulin Braun, ich habe ja schon von ihr gesprochen, mag sich Dir bei dieser Gelegenheit vorstellen. Dies sind die neuesten Nachrichten, die ich durch einen Brief empfangen, der während der Jagd angekommen. Ich denke, Du kannst zufrieden sein. Das Unangenehme, das Lenore Dir bereitet, wird tausendfältig durch diese glückliche Botschaft aufgewogen, die ich Dir nur darum

vorenthielt, weil Du ruhen solltest. Hier, Freund, ist auch eine Photographie Deiner wunderholden Braut, die eigens für Dich gefertigt ist."

Waldmann öffnete ein Taschenbuch und nahm das Bild heraus, das er dem ungeduldigen Bräutigam überreichte.

„Kostbar! kostbar!" murmelte der Graf, der das Porträt mit den Blicken verschlingen zu wollen schien.

„Auch ich bin dieser Ansicht."

„Das sind Reize . . ."

„Die herrlichsten, die Gott je geschaffen hat."

„Fülle der Gesundheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit."

„Im höchsten Grade."

Der Graf drückte das Bild an die Lippen.

„Ich vergesse den Besuch nicht, den Henriette mir in der schrecklichsten Periode ihres Lebens abgestattet."

„Ah, Freund, Du sollst sie jetzt sehen, jetzt, da ihr Gemüth ruhig geworden."

„Sie muß eine Juno sein."

„Und eine Venus!"

„Das Auge ist himmlisch . . ."

„Wie ihr Gemüth, ihr Herz und ihre Seele."

Der Verliebte reichte dem Freunde die Hand.

„Ich danke Dir, Alfred! Du hast mir einen wahren Freundschaftsdienst geleistet, den ich Dir nie vergessen werde."

Alfred warf den Rest seiner Cigarre über die Balustrade.

„Wir werden sehen," antwortete er schmerzlich lächelnd.

„Du schenktest schon einmal tückischen Insinuationen ein williges Ohr, daß ich die Flucht ergreifen und mich vor Dir verbergen mußte . . . des elenden Geldes wegen. Wer hat mich darum betrogen? Wer mich vorgeschoben, daß ich büßen sollte? Der elende Kronau, dem ich leider zu viel Vertrauen geschenkt hatte. Wie er so viele seiner Freunde betrogen, hat er auch mich betrogen, und was das Schrecklichste ist, er hat mich mit Dir entzweit. Hätte ich ihn lebend in dem Bade angetroffen, ich würde eine schreckliche Rache an ihm genommen haben."

„Sprechen wir nicht mehr davon. Du siehst, daß ich meinen Fehler einsehe und bereue. Kronau ist todt, er mag in Frieden ruhen."

Beide stiegen Arm in Arm die Treppe hinab zu dem Parke. Durch das Gespräch, das sich um Henrietten drehte, ward die Phantasie des Liebhabers erhitzt, daß er sich zu extravaganten Aeußerungen hinreißen ließ.

„Er hat wirklich einen Anflug von Verrücktheit," dachte der Baron. „Nur über den Geldpunkt denkt er klar, sonst ist er ein Narr, der sich leicht ausbeuten läßt."

Auf dem Rückwege zum Schlosse sagte der Graf:

„Waldmann, reise heute noch."

„Warum?"

„Meine Sehnsucht nach Henrietten ist zu groß."

„Eine nicht zu unterschätzende Grundlage für Dein künftiges Glück."

„Ich werde nur dann erst ganz ruhig sein, wenn ich die volle Gewißheit habe, daß Henriette nicht mehr zurücktritt."

Der Baron fragte vorwurfsvoll:

„Glaubst Du, Freund, ich habe die Rechnung ohne den Wirth gemacht? Henriette wird Deine Gattin, so wahr die Sonne über uns steht. Müßte ich die Frauen nicht kennen! Freilich, eine Bedingung muß ich aufstellen: füge Dich, Bester, willenlos meinen Anordnungen, unternimm nichts ohne mein Vorwissen und verkehre nie wieder mit Lenoren.“

„Das verspreche ich Dir, Alfred!“

„Und vor allen Dingen: schöpfe nicht wieder Mißtrauen gegen mich. Laß Dir die Betrügereien, die Kronau auf meine Rechnung gesetzt, als ein warnendes Exempel dienen. Du bist kein Geschäftsmann, kennst die Menschen viel zu wenig . . . Zum Schlusse gebe ich Dir zu erwägen, daß ich der Todfeind des Fürsten bin, der Dich so schmählich blamirt und betrogen hat. Indem ich Dich an ihm räche, kühle ich meine eigene Rache . . .“

Die Augen des Grafen glühten.

„Willst Du das? Willst Du das?“ stammelte er erregt.

„Sobald Henriette Deine Frau ist, schreite ich zum Werke. Die bigotte Fürstin soll vor mir zittern, wie Du jetzt bei dem Gedanken an das heuchlerische Weib zitterst. Sie hat gewußt, daß Lenore von Reifenstein, die schöne und duldsame Lenore, die Maitresse ihres Gemahls ist . . . Und doch hat sie Dich zur Heirath mit ihr beredet . . . Es ist infam, es ist schurkisch!“

Der Betrogene warf sich an die Brust des Freundes.

„Alfred“, rief er mit tonloser Stimme, „lege den richtigen Maßstab an, zahle mit derselben Münze, mit der man mir gezahlt hat, und ich will Dich segnen als den Retter aus tiefer Noth. Sieh', ein Gefühl, das ich nicht beschreiben kann, nagt an meinem Herzen. Die Scheidung von Lenore allein ist kein Balsam für die brennende Wunde ... Ich muß sehen, daß des Fürsten Gemüthsleben vernichtet ist, wie er das meinige vernichtet hat ...“

„Sei ruhig, Georg! Du wirst noch mehr sehen.“

„Was noch? Was noch?“

„Die Fürstin muß sich von ihm abwenden ...

„O, wenn das möglich wäre!“

„Ich halte die Fäden schon in der Hand, die der Welt dieses Schauspiel bereiten sollen. Die Konsequenzen davon lassen sich noch gar nicht ermessen ... Du erscheinst an der Seite Deiner strahlend schönen Henriette und bist glücklich, überglücklich, während die Fürstin vor Groll und Scham vergeht. Selbst die Möglichkeit liegt nicht ausgeschlossen, daß sie Lenoren als die Gattin des geschiedenen Gemahls sieht ...“

„Das wäre ein Strafgericht!“ rief der Graf.

„Ich verhänge es über die Elenden, die Dich vernichten wollten.“

„Reise heute noch, Alfred.“

„Diesen Abend; mich hält nichts mehr zurück.“

„Und Henriette?“

„Ich bringe sie mit.“

„Sie soll die Herrlichkeiten meines Schlosses sehen.“

„Und den Ring mit Dir wechseln.“

„Freund, bester Freund . . .“

„Mäßige Dich, der Kastellan kommt.“

Beide gingen schweigend weiter.

Mathias trat ihnen entgegen.

„Was bringst Du, Freund?“ fragte heiter der Graf.

„Gnädiger Herr, die Tafel wartet.“

„Vortrefflich.“

„Von welcher Weinsorte befehlen Sie?“

Diesen Befehl mußte der Kastellan regelmäßig einholen.

„Heute will ich Champagner trinken! Ich bin heiter wie nie . . . Ist's mir doch als ob ich einen Festtag feierte.“

Der Kastellan sah seinen Herrn verwundert an. Er zog sich zurück, als der Baron ihm einen Wink gab.

Zehn Minuten später betraten die Freunde den Speisesaal.

„Nur zwei Gedecke!“ murmelte der Graf.

„Es werden deren bald drei sein.“

„Für wen das dritte?“ fragte leise der arme reiche Mann.

Der Baron lächelte.

„Sonderbare Frage.“

„Antworte doch, Alfred, antworte!“

Und Alfred flüsterte ihm in's Ohr, obgleich eine dritte Person sich nicht in dem Saale befand:

„Für Deine zweite Frau!“

„Sie wird stets von vergoldetem Silber speisen, sage ihr das!“

Ein Lakai erschien, um die Männer, die sich an die Tafel gesetzt hatten, zu bedienen. Der Graf hob sein mit Champagner gefülltes Glas.

„Weißt Du,“ fragte er lächelnd, „wen ich meine?“

Der Baron nickte.

„Auf ewig!“ rief er dabei.

„Auf ewig!“ wiederholte der Graf.

Dann trank er in hastigen Zügen den Schaumwein, der ihn so gesprächig machte, daß der Baron oft an die Gegenwart des Lakais erinnern mußte, der bei Tische bediente.

Gegen Abend hielt eine elegante Equipage im Schloßhofe. Die beiden Freunde traten aus dem Hause.

„Es bleibt also bei der Abrede!“ sagte ernst der Schloßherr.

„Du erhältst zuvor einen Brief, der Dir die Stunde unserer Ankunft genau bezeichnet.“

„Ich sende den besten Wagen an die Eisenbahnstation.“

„Mit den besten Pferden.“

„Reise glücklich, Alfred, und laß’ mich nicht so lange warten.“

Beide küßten sich. Der Baron bestieg den Wagen, dessen Schlag ein Lakai schloß.

„Fort!“ befahl der Graf.

Der Lakai schwang sich zu dem Kutscher auf den Bock. Die Pferde zogen an, der Wagen rollte davon. Zwei Stunden später meldete der Kastellan, daß der Wagen

zurückgekehrt sei, der den Herrn Baron zu der nächsten Eisenbahnstation gebracht.

Der Graf saß an einem großen Schreibtische von schwerem Holze. Alle Fächer und Kästen desselben waren sorgfältig geschlossen. War es auch noch nicht kalt, so ruhten die Füße des Schloßherrn doch auf einem roth eingefaßten Bärenfelle, das den ganzen Raum vor dem Schreibtische bedeckte. Eine gelbe Lampe, deren Flamme unter einem Schirme brannte, warf ihr Licht auf den Briefbogen, der ziemlich vollgeschrieben war.

„Mathias," sagte der Graf, „Du wirst dafür sorgen, daß die angefangenen Reparaturen und Ausschmückungen im Schlosse sobald als möglich vollendet werden. Wenn es nöthig erscheint, so vermehre die Zahl der Arbeiter, wozu ich Dir hiemit Vollmacht gebe. Von morgen an werden die Wege im Parke sorgfältig gesäubert, auch soll die Barke auf den großen Teich gebracht werden. Das Gitter des Parkes bleibt geschlossen . . . Ich will nicht, daß müßige Spaziergänger meine Ruhe stören. Wer auch komme, er soll abgewiesen werden, denn ich will keine Besuche empfangen. Hörst Du, Mathias, wer auch komme! Nur die Gäste, die der Baron einführt, sind angenehm."

Der Kastellan verneigte sich.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!"

Nicht frei von einiger Verlegenheit, fügte der gnädige Herr hinzu:

„Auch die Dame ist nicht ausgenommen, die Du diesen Morgen mir angemeldet hast."

„Die gnädige Frau?“ fragte Mathias mit erkünsteltem Erstaunen.

„Lenore ist nicht mehr Gräfin von Birkau; sie nennt sich jetzt Frau von Reifenstein. Ich will nicht fürchten, daß sie ihren Besuch wiederhole; sollte es aber dennoch der Fall sein, so erklärst Du rund heraus, daß ich Besuche nicht empfange. Ich bin dies der Ehre meines Hauses und der Welt schuldig, die Kunde erhalten hat von meiner Scheidung. Du wunderst Dich, alter Freund . . .“

Der Greis wiegte sein Haupt.

„Es lag mir so etwas in der Luft, Herr Graf, ich habe es wohl bemerkt.“

Der Schloßherr blickte rasch auf.

„Was lag in der Luft?“ fragte er hastig.

„Die Veränderung, gnädiger Herr.“

„Nichts weiter?“

„O, verstehen Sie mich nicht falsch, lieber Herr! Als die gnädige Frau allein und so traurig ankam, suchte ich mir diesen Umstand zu erklären . . .“

„Hat Frau von Reifenstein mit Dir gesprochen?“

„Nur soviel, als nöthig war, um sie einzuführen. Dann begleitete ich sie, wie der gnädige Herr befohlen, bis an das Schloßthor. Sie weinte, aber ausgesprochen hat sie sich nicht. Der Respekt verbot mir, Fragen an die Dame zu richten . . .“

Der Graf hatte einige Augenblicke seine weiße Hand betrachtet.

„Mathias,“ begann er, rasch aufblickend. „Du bist

der älteste Diener in meinem Hause und schon deshalb schätze ich Dich, wenn Du auch sonst nicht gute Eigenschaften gezeigt hättest, die ich gebührend anerkenne . . . Aber ich würde Dich auf der Stelle entlassen, sobald ich eine Erschlaffung Deines Eifers für mich bemerkte . . .“

„O, gnädiger Herr, fürchten Sie das nicht!“

„Die Veränderungen, die ich in meinen Familienverhältnissen vorzunehmen gezwungen bin, entziehen sich selbstverständlich dem Urtheile der Domestiken. Ich fordere von Dir nicht nur Treue, sondern auch vollkommene Verschwiegenheit . . . Bewahre mir diese beiden Eigenschaften und Du wirst den Rest Deiner Tage in Ruhe verleben. Ich betrachte Dich als einen Freund des Hauses, als ein Familienerbstück, auf das man mit einer Art Pietät schaut. Du hast schon meinen seligen Vater bedient, hast seine Vorzüge und seine Schwächen kennen gelernt . . . Erräthst Du, alter Freund, was ich sagen will?“

Der Kastellan rief gerührt:

„Alles, gnädiger Herr, Alles errathe ich!“

„So richte Dich darnach, Mathias.“

„Nicht ein Wort soll über meine Lippen kommen.“

„Deine Sympathien bleiben bei mir, sie gehen nicht über die Schwelle des Schlosses, das ich von nun an häufiger bewohnen werde, als sonst.“

„Gott sei Dank!“

Der Schloßherr sah düster zur Seite.

„Was soll das heißen?“ fragte er kurz.

„Ich freue mich, Sie unausgesetzt bedienen zu können.“

„Mathias!“ rief der Edelmann drohend.

„Sie kennen meine Anhänglichkeit . . .“

„Deine Worte bergen einen anderen Sinn.“

Der Greis lächelte schmerzlich.

„Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr!“

„Gestehe es ein, Mathias, Du willst sagen, daß ich in dieser Einsamkeit am besten aufgehoben bin, für die Welt nicht tauge.“

Der Kastellan ergriff die Hand seines Herrn und küßte sie.

„Hätte ich einen Hintergedanken, so wäre es der, daß eigennützige Menschen Ihre Güte oft mißbrauchen und Sie in Verlegenheit bringen, deren Sie enthoben bleiben konnten. Ich leide mit Ihnen, wenn ich sehe, daß Sie verstimmt sind . . . Ich möchte helfen und kann doch nicht . . . Dies Alles sieht aus, als ob ich mich gewaltsam in Ihre Angelegeheiten mische . . .“

„Ja, so scheint es!“

„Aber ich spreche doch nur aus gutem Herzen.“

Der Graf war aufgesprungen.

„Für wen willst Du sprechen?“ fragte er barsch.

„Für Niemand, gnädiger Herr.“

„Gestehe es, Du hast Auftrag erhalten.“

„So wahr mir Gott helfe, ich habe keine bestimmte Person im Auge!“

„Lenore hat Dich zu gewinnen verstanden . . . Mathias, bekenne, daß Du für das treulose Weib wirken und eine Versöhnung anbahnen sollst . . . Ich durchschaue Dich,

ich durchschaue Dich ganz! Deine Dienertreue muß den Deckmantel abgeben . . . Mathias, Du hast mit meiner ärgsten Feindin Rücksprache genommen und wühlst gegen den einzigen Freund, der mir noch geblieben ist. Spare die Mühe, sie ist vergebens; an der Freundschaft, die ich mit dem Baron geschlossen, ist nicht zu rütteln, sie hat sich wie Gold bewährt."

Zitternd am ganzen Körper durchmaß der Graf in hastigen Schritten das Zimmer; er sah bleicher aus als zuvor und seine Augen sprühten unheimlichen Glanz wie die eines Fieberkranken.

Der Kastellan wich erschreckt zurück.

„Was ist das?" fragte er sich. „Ein Grund zu dieser furchtbaren Erregung liegt nicht vor, der Graf muß krank sein. O Gott, wenn der Sohn die Krankheit des Vaters geerbt hätte . . . Es wäre entsetzlich!"

Leise trat er in eine Ecke des Zimmers zurück, die völlig dunkel war; seine Gestalt ließ sich kaum noch erkennen. Er wollte den Grafen beobachten, um sich Gewißheit über den Zustand desselben zu verschaffen.

Der Edelmann setzte seinen Gang fort. Er schien ruhiger zu werden, je länger er sich bewegte. Bald legte er die Hände auf den Rücken, bald fuhr er über den kahlen Scheitel . . . Endlich blieb er stehen und starrte zur Decke empor.

„Ach ja," murmelte er im Selbstgespräche, „man soll den Tag nicht vor dem Abende loben, soll nicht zu früh jubeln. Ich bin zum Unglücke geboren, Alles, was ich

beginne, geht übel aus. Ruht wirklich ein Fluch auf meiner Familie? Der Beweise liegen genug vor . . . Gold und Silber schützen mich nicht vor der Tücke des Schicksals, obgleich sie sonst Alles vermögen auf diser Erde! Ich will stark sein, will kämpfen wie ein Held, der rings von Feinden umgeben ist . . . Henriette erscheint mir als ein guter Engel in dieser Nacht des Unglücks . . . Ich sehe ihre lieblichen Züge, ihr herrliches Auge! Auch sie hat bisher nur Unglück gehabt . . . Mein Stern muß fortan freundlicher leuchten . . .“

Er ließ die Arme schlaff herabsinken und schwankte zu dem Sessel vor dem Schreibtische.

„Das Bild ist doch nicht zu verscheuchen!“ stöhnte er im Niedersinken. „Ich verlasse Birkau wieder, ich will in der Stadt wohnen. Wahnsinnig, wahnsinnig . . . Auch Lenore hat mir dieses Wort zugerufen . . .“

Laut auflachend legte er beide Hände auf den Schreibtisch.

„Es ist nicht wahr, ich überrage euch Alle durch Klarheit des Verstandes, durch schlau angelegte Pläne und durch scharfsinnige Kombinationen. Mein Vermögen hat sich durch Börsenspiel verdoppelt . . . Das ist kein Glück, das ist Berechnung . . . Wer macht es mir nach, wer, frage ich? Das Glück flieht mich, es will nichts von mir wissen, da muß ich mit der Schärfe des Verstandes, mit der Spitze meines Witzes wirken. Die europäische Diplomatie ist schwachköpfig, mehr als kurzsichtig . . . Bin ich nicht Graf? Könnte ich nicht einen ehrfurchtgebietenden Posten einnehmen und meine weltbeglückenden The-

orien zur Ausführung bringen? Immer stellt sich mir dräuend das schreckliche Gespenst entgegen, es verhöhnt mich und deutet auf die Stirn . . . Wahnsinniger, hat mir auch Lenore zugerufen . . . Ach ja, sie hält mich für wahnsinnig . . . verrückt, verrückt!“

Zitternd legte er beide Hände vor das Gesicht.

„Lieber Gott,“ dachte der Kastellan, „der arme Herr ist gerade wie sein Vater, den ich mehr als einmal beobachtet, wenn er solche Anfälle hatte. Es ist ein Erbübel, ich lasse es mir nicht nehmen. Das Uebel soll sich mit dem vierzigsten Jahre einstellen und mein Herr ist im vorigen Frühjahre vierzig Jahre alt geworden . . .“

Jetzt regte sich der Graf wieder. Er starrte nach dem großen Oelgemälde, das über dem Schreibtische hing.

„Da, da!“ zischte er mit tonloser Stimme. „Der Feind steigt herab, er will mich vernichten . . . Meine zweite Heirath soll nicht zu Stande kommen, sie ist der gräflichen Sippe ein Dorn im Auge . . .“

Nun lauschte er, als ob Jemand zu ihm spräche.

„Wie, Du willst Henrietten warnen? Sprich die Lüge nicht aus, sie kostet Dir das Leben . . .“

Ein unheimliches Lächeln verzerrte sein Gesicht, das fest dem Bilde zugewendet war.

„Infamie!“ flüsterte er ganz leise. „Alfred hat Recht, man muß den Feind vernichten, der nicht weichen will, dann kehrt er nicht wieder.“

Leise öffnete er den Kasten in dem Schreibtische.

Vorsichtig, als ob ein Dritter es nicht merken solle,

nahm er ein Pistol aus dem halb geöffneten Kasten. Er legte auf das Bild an . . . der Hahn knackte . . .

„Herr Graf!“ rief hastig der Kastellan.

Das Pistol fiel zur Erde.

„Wer ist da? Wer ist da?“ fragte zitternd der Edelmann.

Zugleich erhob er sich und reckte stolz den Kopf empor.

„Ich, gnädiger Herr, Ihr alter treuer Mathias, dem Sie Befehle ertheilen wollten . . . Erinnern Sie sich nur, Sie hatten mir noch Manches zu sagen . . .“

Der Greis sah, daß an der bleichen Stirne des Grafen hell die Schweißtropfen perlten.

„Mathias, Du bist hier?“

„Ich allein, Herr Graf! Sie haben mich ja noch gar nicht entlassen.“

Der Edelmann sah forschend durch das ganze Zimmer.

„Ich war also doch nicht allein?“

„Außer mir, Herr Graf, befand sich Niemand bei Ihnen. Sie haben geschlafen . . . Es ist ja sehr natürlich: die Anstrengungen der heutigen Jagd . . . Die frische Luft . . . Auch ist es schon spät . . . zehn Uhr vorüber . . . Da stellt sich der Schlaf ein, vorzüglich bei einem gesunden Menschen.“

Die Stimmung des Grafen ward sofort eine andere.

„Nicht wahr, Matthias,“ fragte er freundlich, „ich bin kerngesund?“

„O, der Schlaf, der Sie auf dem Sessel überraschte, war so fest . . . Ich glaube, Sie würden die ganze Nacht

hindurch geschlafen haben, wenn ich mir nicht erlaubt hätte, Sie zu wecken. Gehen Sie zu Bett, gnädiger Herr, es ist besser!"

Der Argwohn erwachte wieder.

„Zu Bett?" fragte mit einem Seitenblicke der Graf.

„Es ist schon spät."

„Aber ich bin doch nicht krank, nicht schwach und hinfällig."

„Sie könnten sich eine Erkältung zuziehen und das wollte ich verhüten. Die Nächte sind schon kalt, gnädiger Herr; draußen liegt ein dichter Nebel . . . Wir haben in diesem Jahre einen zeitigen Herbst . . ."

Der Graf wollte zu dem Schreibtische zurückkehren. Sein Fuß stieß an das Pistol.

„Mathias!" rief er erschreckt.

Der Kastellan sprang herzu und bemächtigte sich der kleinen eleganten Waffe.

„Sie müssen einen Traum gehabt haben, gnädiger Herr, denn Sie nahmen schlafend dieses Pistol aus dem offenen Kasten Ihres Schreibtisches . . . Das kommt wohl vor, wenn man Wein bei Tische getrunken . . . Sie sind sonst so mäßig; heute aber waren Sie vergnügt mit dem Herrn Baron zu meiner größten Freude. Sie haben Champagner getrunken und der regt das Blut an."

Der Brust des Edelmannes entrang sich ein tiefer Seufzer.

„Ich habe getrunken," murmelte er, „das hätte ich unterlassen sollen. Mein Blut ist ungewöhnlich erregt, mir

steht der Schweiß an der Stirn. Hole mir ein Glas frisches Wasser."

Der Kastellan verließ eilig das Gemach.

„Sonderbar!" dachte der Graf. „Ich kann keinen Zusammenhang in die Dinge bringen . . . Der Alte hat Recht; nie werde ich wieder Wein trinken, er schadet mir."

Erschöpft warf er sich auf den Sessel.

„Ach ja," seufzte er, ich hatte einen bösen Traum!"

Er zog Henriettens Porträt hervor.

„Es gibt einen unerklärlichen Zug im Herzen des Menschen, der ihn willenlos einem Ziele entgegentreibt, das er ohne Ueberlegen für das beste in dieser Welt hält Wäre mir Henriette unerreichbar, ich hätte keine Freude mehr am Leben. Nein, ich will die kurze Spanne Zeit, die mir noch beschieden ist, nicht ungenossen vorüberziehen. lassen. Sie ist ein Engel, ein vollkommenes Wesen . . . stammt sie auch aus dem Bürgerstande, ich liebe sie und schätze ihre moralischen Eigenschaften, die ich bei einem Weibe aus der Aristokratie vergebens gesucht habe."

Mathias trat ein.

Er trug ein Krystallglas auf silbernem Teller.

„Frisch wie Eis, gnädiger Herr!"

Der Graf trank.

„Nicht wahr, Mathias," fragte er, ich bin gesund?"

„Ei, Herr Graf, wer denkt an Krankheit?"

„Mein seliger Vater ist kaum fünfzig Jahre alt geworden."

„Ah, der gnädige Herr Vater hatte eine ganz andere Konstitution, mit dem dürfen Sie sich nicht vergleichen.“

„Und doch, lieber Mathias . . .“

„Er war sehr korpulent, verzeihen Sie den Ausdruck, und liebte die Bequemlichkeit über Alles. Ich hatte große Mühe, ihn zu dem von dem Arzte vorgeschriebenen Spazierritten zu bewegen . . . da sehen Sie mich an, ich habe nun schon die Sechzig auf den Rücken . . . Bewegung in freier Luft schafft heitern Sinn und dieser gehört zum Leben wie das liebe Brod. Freilich, in der Stadt ist es anders . . . Bleiben Sie auf Birkau und ich wette, Sie werden gesund bleiben wie der Fisch im Wasser.

„Danke,“ sagte traurig der Graf, der noch einmal getrunken hatte.

„Befehlen Sie nun, gnädiger Herr . . .“

„Was, was?“

„Daß ich voranleuchte in das Schlafkabinet?“

Er besann sich einige Augenblicke.

„Ich wollte noch arbeiten, Mathias.“

„O, dazu ist Morgen Früh Zeit.“

„Ein dringender Brief muß noch vollendet werden.“

„Diesen Abend kann er doch nicht mehr abgehen.“

Der Kastellan hatte eine Wachskerze angezündet.

„Gut, ich werde schlafen gehen.“

Der Graf verschloß sorgfältig seinen Schreibtisch und betastete alle Fächer desselben.

„Voran, Mathias!“

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

Mathias öffnete eine Tapetenthür, die zu einem geräumigen Zimmer führte. Wie in Gedanken versunken trat der Edelmann ein. Plötzlich blieb er stehen und sah um sich.

„Mensch, rief er auffahrend, „warum wählst Du diesen Weg? Es liegt Absicht in Deinem Benehmen . . .“

Der Alte, der die Kerze trug, blieb verwundert stehen.

„Es ist der kürzeste und bequemste, gnädiger Herr.“

„Mathias!“

„Wir hätten allerdings über den Korridor gehen können . . .“

Der Graf stieß mit dem Fuß nach einem Schaukelpferde, das in der Mitte des Zimmers stand.

„Hinweg mit dem Zeuge!“ rief er wüthend. „Fällt es mir noch einmal in die Augen, so fühlst Du es am Kopfe. Säubere das Zimmer von den Puppen und Bällen, ich mag nicht daran erinnert werden, daß ich acht Jahre lang ein Tropf gewesen bin.“

Der Kastellan schüttelte das greise Haupt.

„Dem wird bald abgeholfen sein, gnädiger Herr. Morgen in aller Frühe werde ich selbst das Zimmer reinigen.“

Der Edelmann legte die Hand in die Brustöffnung seiner Sammtweste.

„Es ist bitter, murmelte er, „solche Erinnerungszeichen zu haben! Die Zeit, in der ich gern hier weilte, ist längst vorüber, ich will sie vergessen. O, die Brust möchte mir zerspringen . . .“

Wüthend trat er noch einmal nach dem Kinderspielzeuge; dann stürzte er durch die Thür, die der Kastellan geöffnet hatte. Noch ein Zimmer durchschritten Beide, dann erreichten sie das Schlafkabinet, dessen Fenster nach dem Parke hinausgingen.

Der Graf hatte sich auf eine niedere Ottomane geworfen.

„Mathias," rief er, „schließe die Fenster und laß' die Vorhänge herab."

„Es ist schon geschehen, gnädiger Herr!" antwortete der Kastellan, der das Nachtlicht anzündete. „Kein Luftzug kann eindringen, ich stehe dafür. Die Arbeiter haben ihre Sache gut gemacht."

„Wohlan, entkleide mich!"

Mathias verrichtete gewandt seinen Dienst.

Wenn Henriette den Grafen gesehen hätte, als er sich im vollen Nachtkostüme befand! Wir schildern dieses Kostüm weiter nicht und bemerken nur, daß er einer Vogelscheuche ähnlicher war als einem Edelmann. Eine rothe Seidenmütze bedeckte das kahle Haupt, das vor dem leisesten Luftzuge geschützt werden sollte, als ob es das Hirn eines großen Denkers in sich schlöße. Der Kastellan hatte die schweren Vorhänge des neu eingerichteten Bettes zurückgeschlagen. Schwellende Kissen, mit weißer Seide überzogen, zeigten sich. Den Hintergrund bildete eine blaue Draperie mit Silberquasten.

„Wenn es beliebt, Herr Graf!"

Der Edelmann schritt stolz dem Bette zu und legte sich nieder. Der Kastellan zog die Seidendecke über die Glieder

des reichen Grafen, der sich einbildete, ein großes diplomatisches Genie, aber arg verkannt zu sein. Mathias neigte sich über ihn.

„Befehlen Sie noch etwas, gnädiger Herr?“ fragte er leise.

„Schließe vorsichtig alle Thüren!“ murmelte eine zitternde Stimme.

„Soll gewissenhaft geschehen.“

„Sei gleich zur Hand, wenn ich die Glocke ziehe.“

„Sie werden nicht eine Minute warten müssen.“

„Gut, Mathias; dann wünsche mir eine gute Nacht.“

Der Kastellan trat zurück und sagte laut: „Gute Nacht, gnädiger Herr!“

Er zog die Vorhänge des Bettes zusammen und schlich aus dem Zimmer.

„Ich möchte nicht der Graf sein,“ murmelte er vor sich hin, denn er hat eine schreckliche Krankheit von seinem Vater geerbt.“

Zweites Kapitel.

Der Vermittler.

Der Selbstmord des Bevollmächtigten der Kreditanstalt hatte peinliches Aufsehen erregt. Während das Gerücht die unterschlagenen Summen vergrößerte, suchten die Direktoren nachzuweisen, daß durch vorgefundene Deckung der Verlust der Gesellschaft sich bedeutend verminderе. Es wurden Stimmen laut, welche die Sorglosigkeit der Aufsicht tadelten

und eine Aenderung in der Verwaltung forderten. Andere wieder suchten zu entschuldigen und warfen alle Schuld auf den treulosen Disponenten, der das ihm geschenkte Vertrauen so gemißbraucht habe. Man sprach von seinem verschwenderischen Leben und setzte auch der schönen Frau wacker zu, deren Forderungen an den Gatten maßlos gewesen sein sollten. Die Wohnung des Selbstmörders war versiegelt, Henriette wohnte bei der Tante. Frau Konsulin Braun stand nicht geradezu in einem üblen Rufe, aber die Medisance hatte doch Manches an ihr auszusetzen. In gewissen Kreisen ward die Behauptung aufgestellt, Frau Braun habe nur scheinbar gespannt mit dem Gatten ihrer Nichte gelebt, im Geheimen hätten sie aber intime Freundschaft gepflogen und es sei manches Sümmchen in ihre Hände gewandert, da ihr Privatvermögen nicht hinreichte, das anständige Haus und die Reisen zu machen, die sich auf den ganzen Sommer ausdehnten. Es ward viel gesprochen, geschrieben und verhandelt. Die Kreditanstalt war demnach gezwungen, eine außerordentliche Generalversammlung anzuberaumen, theils um die Lage der Finanzen darzuthun und böswilligen Gerüchten zu steuern, theils um eine Aenderung der Statuten zu berathen. Ueber das Vermögen des Gustav Kronau war das Konkursverfahren eingeleitet. Henriette hatte schon einige Verhöre zu bestehen gehabt.

Das Haus, in welchem Frau Braun wohnte, lag in der Vorstadt, die durch ein Flüßchen von der inneren Stadt getrennt wurde. Es war diese Vorstadt nicht etwa der Boden für arme Leute, nein, hier konnten nur Familien

wohnen, die sich anständiger Revenüen erfreuten und eine gewisse Rolle in der Gesellschaft spielten. Der Kastengeist war nirgends so ausgeprägt, als in dieser Stadt, die bedeutenden Handel trieb und große industrielle Etablissements besaß. Frau Braun hatte den Nimbus zu bewahren gewußt, der nothwendig war, ihr die erwünschte Achtung zu verschaffen; sie bezahlte ihre Bedürfnisse baar, bewohnte eine schön eingerichtete Etage, machte regelmäßig Badereisen und unterstützte die Armuth nach besten Kräften. Die Welt wußte nicht, daß Frau Braun eine mäßige Witwenpension bezog und daß sie in dem Bade spielte, um diese Pension zu erhöhen. Das Glück war ihr bisher günstig gewesen; sie hatte stets einige tausend Thaler gewonnen, die sie in aller Stille heimbrachte. Niemand wußte, daß sie zu den regelmäßigen Besuchern des Spielsaales gehörte. Der letzte Sommer hatte kein günstiges Resultat geliefert; die Spielerin hatte kaum die Kosten der Reise herausgeschlagen. Der Winter mußte sich demnach traurig gestalten, zumal da Henriette jetzt der Tante zur Last fiel. Noch immer aber suchte die Frau den Schein zu wahren, als ob ihre Verhältnisse eine Aenderung nicht erlitten; sie lebte nach wie vor auf anständigem Fuße und verschwieg sogar ihrer Nichte, daß sie Spielerin von Profession sei.

Es war gegen Mittag, als Henriette in das Zimmer der Konsulin trat.

Die junge Witwe hatte Trauertoilette gemacht, sie

sah so reizend und frisch aus, daß man sie hätte für ein junges Mädchen halten mögen.

„Nun?“ fragte Frau Braun, die am Stickrahmen saß.

Die Witwe legte Hut und Shawl ab. Sie erschien in einem Kleide von schwarzer Seide, das ihre wunderbar schönen Körperformen in dem hellsten Lichte zeigte. Ihr weißer Hals schimmerte wie Elfenbein, ihr vollendet schöner Arm, halb verhüllt, kontrastirte mit dem schwarzen Stoffe auf das Lieblichste. Sie warf sich erschöpft auf einen Sessel.

„Bist Du gegangen?“ fragte theilnehmend die Stickerin.

„Ja, Tante!“

„Hättest Dir einen Fiaker nehmen sollen.“

„Ich konnte keinen finden.“

„So erhole Dich!“

Die Tante stickte ruhig weiter.

Nach einer Pause rief die Nichte:

„O mein Gott, es kommen furchtbare Dinge zum Vorschein!“

„Immer noch?“

„Man betreibt die Untersuchung mit aller Strenge.“

„Wie sich voraussehen ließ. Wie ist Dein Termin vor Gericht abgelaufen?“

„Ich soll beschwören, daß ich nicht weiß, wohin das unterschlagene Geld gekommen ist.“

„Du kannst es mit gutem Gewissen, mein liebes Kind.“

„Ich soll ferner beschwören, daß ich nichts davon besitze.“

„Auch das kannst Du."

„Aber meine werthvollen Schmucksachen."

„Sind Geschenke Deines verstorbenen Mannes."

Der Richter will auch diese kennen lernen."

„Wie sonderbar! Du hast nicht nöthig, Dein Eigenthum zu deklariren."

„Ich soll ein Verzeichniß einreichen und beschwören, daß ich nichts weiter besitze. Meine Armuth ist notorisch, so sagte der Richter; ich hätte dem Manne nichts zugebracht. Er machte mich sogar aufmerksam auf die Wichtigkeit des Eides, den ich schwören müßte, wenn der Verdacht, ich wisse um den Verblieb der Summen, nicht gestärkt werden sollte. Auch wird angenommen, Kronau habe für mich gesorgt, ehe er aus diesem Leben geschieden."

Frau Braun schob unwillig den Stickrahmen bei Seite.

„O, es ist schändlich!" rief sie. „Man will Dich einschüchtern, will von Dir erpressen, was Dir Kronau geschenkt hat. Der Mann hat doch die Verpflichung, für seine Frau zu sorgen."

Henriette weinte.

„O, meine Lage ist schrecklich! Nun hat es auch noch den Anschein, als trüge ich einen Theil der Schuld!" Und ich habe doch so schwer gelitten, wie nur eine Frau leiden kann!"

„Weine nicht, Henriette, weine nicht!"

„Ach Gott, ich bin sehr unglücklich!" schluchzte die junge Frau, ihr Gesicht verhüllend. Wodurch habe ich denn das verdient?"

„Denke an Deine Gesundheit!“ rief Frau Braun. „Wie können gewöhnliche Formalitäten Dich so erschüttern?“

„Man behandelte mich vor Gericht wie eine Betrügerin“, jammerte Henriette.

„O, Du bist rein von aller Schuld, ich bezeuge es!“

„Das Gericht vermuthet große Schätze bei mir, die ich zu verbergen suche; und ich besitze doch nichts als meine Kleider und die geschenkten Schmucksachen, die, wenn ich sie nicht mir genommen hätte, sich jetzt in den Händen des Gerichts befänden.“

Die Tante küßte ihr die Stirne.

„Noch einmal, mein liebes Kind, beruhige Dich und lege gewöhnlichen Formalitäten nicht einen zu großen Werth bei; wir nehmen einen tüchtigen Advokaten und dieser wird Dir den Rath ertheilen, den Du in Zukunft zu befolgen hast. Allerdings, Deine Schmucksachen sind kostbar und würden einen Theil der veruntreuten Summe decken . . . Was geht es Dich an? Du mußt an Deine Zukunft denken, man kann Dich nicht von allem entblößen, der Advokat wird es schon einzurichten wissen.“

Henriette schien beruhigt zu sein.

„Wie es auch kommen möge,“ flüsterte sie, „meine Ehre werde ich rein erhalten. Man spricht davon, unser Haushalt sei zu glänzend gewesen, habe zu viel gekostet und ich habe einen Luxus getrieben, der sich mit den Einnahmen meines Mannes nicht vereinbaren lasse . . .“

„O, darüber setze Dich hinweg, mein liebes Kind! Die Medisance wird eine Zeit lang sehr thätig sein, dann

aber wird sie schweigen. Betreffs des glänzenden Haushaltes spricht man die volle Unwahrheit, was nachgewiesen werden kann; aber auch angenommen, Kronau sei aus Liebe zu Dir über seine Kräfte gegangen, so kann ein Vernünftiger Dir keinen Vorwurf machen, denn die Frau ist nicht in der Lage, die Geschäftsverhältnisse des Mannes zu beurtheilen. Wäre Kronau glücklich in seiner Spekulation gewesen, so würde keine Seele über Deinen Haushalt gesprochen haben. Wir retten jetzt was zu retten ist. Die äußeren Angelegenheiten spinnen sich von selbst ab, dafür sorgt schon die Kredit-Anstalt. Du hast ja Alles hingegeben, besitzest kein Stück Möbel, keine Wäsche, nicht einmal ein Bett . . . Wer gewährt Dir Subsistenzmittel?“

Die junge Frau erhob sich und umarmte stürmisch die Tante.

„Du, Du, meine zweite Mutter!“ rief sie bewegt.

„Das wollte ich nicht sagen, mein liebes Kind.“

„Aber es ist so, liebe Tante. Wohin sollte ich mich denn jetzt wenden? Du hättest vollen Grund mir zu zürnen; statt dessen nimmst Du Dich meiner liebevoll an und suchst die Thränen zu trocknen, die derselbe Mann mir erpreßt, vor dem Du mich gewarnt hast . . .“

Die Konsulin führte ihre Nichte zu dem Sopha.

„Sieh'“, begann sie in einem wahrhaft mütterlichen Tone, „ich habe mich meiner Verdienste um Dich durchaus nicht rühmen wollen, es liegt dies nicht in meiner Natur, Du kennst mich; aber ich war bemüht, Dir die Situation klar zu machen, die allerdings noch sehr trost-

los werden kann, wenn wir nicht klug und vorsichtig handeln. Materielle Schätze sind nicht mehr vorhanden, dafür aber hat Dir Mutter Natur Vorzüge verliehen, die nicht jede Frau aufzuweisen hat. Bitte, unterbrich mich nicht, ich erachte es für Pflicht, statt Deiner zu erwägen und zu handeln. Darüber sind wir ja schon einig, daß Kronau Deines Mitleids nicht werth ist, denn er allein verschuldet die gegenwärtige Lage, die wohl hätte vermieden werden können. Du aber trägst noch Trauer, um das Decorum nicht zu verletzen . . . ja, Du bist die Einzige, die um den leichtsinnigen Selbstmörder trauert . . . Das ist in der Ordnung, ich selbst habe Dir dazu gerathen . . . Aber Dein Gemüth, mein Kind, darf nicht trauern, Du mußt ruhig und kalt denken, vernünftig mit mir überlegen und den Weg aufsuchen, der möglicher Weise zu Deinem Glücke führt.“

„Zu meinem Glücke!“

„Verzage nicht; hättest Du früher auf mich gehört, es stände anders mit Dir.“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ bat Henriette.

„Nein, die Vergangenheit sei abgeschlossen.“

„Ich bitte Dich wiederholt um Verzeihung . . .“

Frau Braun schloß ihr den Mund mit einem langen Kusse.

„So, Du böses Kind, das hast Du mit Deiner Sentimentalität verdient.“

„Du bist so gut, Tante.“

„O, ich werde mich bemühen, immer noch besser zu werden!“

„Mir wird das Herz leichter, wenn ich Dich so sprechen höre. O, wie elend würde ich sein, wenn ich allein stände!“

Beide umarmten und küßten sich von Neuem.

Die Konsulin warf ihre Locken zurück.

„Du bist also nun davon überzeugt, daß ich es gut mit Dir meine?“

Die junge Frau rief hingerissen:

„Vollkommen, liebe Tante, vollkommen!“

„So erlaube mir, daß ich nun einen Punkt berühre, den ich bis jetzt aus Delikatesse umgangen habe. Es ist freilich eine schlechte Delikatesse, aber ich habe sie doch beobachtet.“

Henriette, die den Punkt schon kannte, spielte mit ihrem Batisttuche.

Trotzdem fragte sie gesenkten Blicks:

„Was ist es denn?“

Frau Braun hatte ihre Nichte scharf beobachtet.

„Der Weg zu Deinem Glücke!“ flüsterte sie betonend.

„Lassen wir es noch, Tante!“

„Nein, nein! Lege Deine Schüchternheit ab.“

„Wir können ja später . . .“

„O, mein Kind, es handelt sich nicht nur darum, den rechten Weg aufzusuchen, sondern auch darum, ihn zur rechten Zeit zu betreten. Man muß das Glück erfassen, wenn es sich bietet . . . Und das wollen wir. In einigen

Tagen könnte es zu spät sein. Der Graf von Birkau bewirbt sich um Deine Hand! . . ."

Henriette lächelte traurig.

„Also doch!"

„Du siehst, daß er es ehrlich mit Dir meint."

„Der Graf ist ja verheirathet . . ."

„Gewesen; er hat sich Deinetwegen scheiden lassen."

Die junge Witwe erschrak.

„Meinetwegen?" rief sie bestürzt aus.

„Ganz gewiß!"

„Ich mag die Schuld nicht tragen an dem Unglücke der geschiedenen Gräfin."

„Beruhige Dich, die Dinge liegen anders."

„Wie anders?" fragte Henriette neugierig.

„Den Entschluß zur Scheidung hatte der Graf längst gefaßt; aber der Tod Deines Mannes hat die Ausführung desselben beschleunigt. Die Gräfin von Birkau heißt jetzt Frau von Reifenstein."

„Auf den Namen kommt es nicht an . . ."

„Aber der steinreiche Graf ist frei und läßt Dir seine Hand antragen."

„Wann ist dies geschehen?"

„Während Deiner Abwesenheit."

„Und durch wen?"

„Durch seinen Freund, den Baron von Waldmann, der als Brautwerber auftritt."

Henriette sah ernst vor sich nieder.

„Der Baron von Waldmann!" flüsterte sie.

„Was hast Du gegen den Mann?"

„Er war auch der Freund Kronau's!"

Die Konsulin ergriff beide Hände ihrer Nichte.

„Kind," sagte sie belehrend, mag der Baron ein guter oder ein schlechter Freund des seligen Kronau gewesen sein, wir wollen es nicht untersuchen. Im vorliegenden Falle nützt er uns, bedienen wir uns seiner als kluge Frauen. Der Graf kann nicht ohne Dich leben . . . Alles, was er Dir gesagt, bestätigt sich . . . Es bedarf eines Wortes von Dir und Du bist Gräfin Birkau, die reichste und angesehenste Dame in der Provinz. Das Schloß ist bereits so hergestellt, daß Du jeden Tag Deinen Einzug halten kannst; die für Dich bestimmten Zimmer sollen fürstlich eingerichtet sein . . . Du kennst den Grafen; über seine Verhältnisse kann ich mir ein Urtheil bilden . . . Ich rathe Dir: besinne Dich nicht einen Augenblick, nimm den Antrag an; die Bewerbung des Grafen ist nicht allein ehrenvoll für Dich, sie ist auch in jeder Beziehung so vortheilhaft, daß eine Berathung darüber überflüssig erscheint. Du brauchst nur einen Schritt zu thun, um Deine ganze so traurige Vergangenheit für immer zu vergessen. Ich freue mich, Dir die außerordentliche Botschaft übermitteln zu können. Wer, wie Du, so viel Leiden erduldet, hat wohl Ansprüche auf ein glückliches Leben."

Die Tante schwieg; sie hatte viel in einem Athem gesprochen. Ruhig legte sie sich in das weiche Kissen zurück, stützte den Kopf und wartete.

„Henriette," rief sie vorwurfsvoll nach einer Pause,

„Du kannst über diesen Punkt noch nachdenken? Nein, das wäre unverzeihlich! Was hast Du denn an ihm auszusetzen? Ist er Dir vielleicht zu alt?“

Die junge Witwe schüttelte das reizende Köpfchen.

„Kronau's Grabhügel ist noch frisch, liebe Tante; warten wir noch, ehe wir uns mit neuen Heirathsgedanken beschäftigen. Die Leute reden viel über mich ... Was würde geschehen, wenn sie hören ...“

„Bah, die Leute!“ rief erregt Frau Braun. „Von Allen, die da schreien, ist nicht Einer, der hilft. Mag das Geschrei noch so arg sein, es kann weder Dich noch den Grafen alteriren. Von Kronau, der so schlecht an Dir gehandelt, kann die Rede nicht mehr sein ... Da er auf Dich keine Rücksicht genommen, kannst auch Du ihn unberücksichtigt lassen. Henriette“, fügte sie betonend hinzu, „es wäre traurig, wenn ein anderer Grund Dich veranlaßte, zurückhaltend zu erscheinen. Ich bemühe mich, nach Kräften Deinen Vortheil zu befördern, und Du ... Gib die Sentimentalität auf, sie ist hier wahrlich nicht am Platze.“

Frau Braun verließ das Zimmer, anscheinend ärgerlich.

Henriette saß regungslos auf dem Sopha.

Nach zehn Minuten kam die Konsulin zurück; sie setzte sich an den Stickrahmen, ohne ihre Nichte zu bemerken und ohne durch eine Miene zu verrathen, daß ein aufregendes Gespräch zuvor stattgefunden. Es sollte dies Benehmen eine Strafe für Henrietten sein.

„Tante,“ rief die Nichte, „Du bist mir böse!“

Aber die Tante schien diese Worte nicht zu hören; sie stickte ruhig fort.

Nach kurzer Pause erhob sich Henriette.

„Du vermuthest einen unlautern Grund, liebe Tante . . .“

„Ich vermuthe nichts, denn ich will nichts vermuthen“, antwortete sie kurz. „Vermagst Du Dir selbst zu helfen, so hilf Dir!“

„Der Graf von Birkau, sagt man, solle nicht immer zurechnungsfähig sein.“

Frau Braun sah rasch von dem Stickrahmen auf.

„Was ist das?“

„So habe ich gehört.“

„Von wem? Von wem? Ich muß es wissen!“ rief sie befehlend.

„Ich hörte es schon, bevor ich in das Bad reiste.“

„Nein, diese Infamie ist doch zu groß! Der Graf, dieser vorsichtige Mann, der seine Millionen wie der beste Banquier verwaltet, er soll einfältig, vielleicht gar verrückt sein . . . der, mein Kind, ist einfältig, der solche albernen Insinuationen glaubt. Du hast wohl schon einen guten Freund, der Dir heimlich Rathschläge ertheilt?“

„Nein, deß' ist Gott mein Zeuge!“

„Wie kommst Du auf diese Vermuthung, die für den Grafen eine grobe Beleidigung ist?“

„Ich erinnere mich des vagen Gerüchtes, das mir bei irgend einer Gelegenheit zu Ohren gekommen. Die Stimmungen des reichen Grafen sollen oft extravagant sein. Bald, so erzählt man, ist er übertrieben geizig, bald streut

er sein Gold mit vollen Händen aus. Und wenn ich bedenke, daß er mir schon früher Anträge gestellt, als Kronau noch lebte, daß er mir eine große Summe zahlen wollte ..."

Die Konsulin schob ihren Stickrahmen zurück.

„So ist wohl die Bewerbung des Grafen ein Ausfluß seiner Narrheit?"

„Seltsam bleibt sie immer."

„Nein, ich werde Dich eines Bessern belehren: der Graf ist ein so vernünftiger Mann, daß er die Vorurtheile des hohen Adels verschmäht und die Frau heirathet, die er liebt, unbekümmert um ihre bürgerliche Abkunft. Er setzt selbst bei Seite, daß Du die Witwe eines Betrügers, eines Selbstmörders bist. Liegt darin Bornirtheit oder Wahnsinn? Und wäre seine Liebe zu Dir eine augenblickliche Regung ... hat er sich nicht schon vor einem Jahre um Dich bemüht? Auch den Grund der Scheidung von seiner ersten Frau kann ich Dir angeben: sie ist ihm untreu gewesen. Nun liefere ich Dir noch einen Beweis von der Aufrichtigkeit und nüchternen Klugheit Deines Bewerbers. Du wirst nicht gezwungen, sofort Dich zu erklären ... Wir sind eingeladen, das Schloß des Grafen zu besuchen, das drei Meilen von hier entfernt liegt ... So wird Dir auch Gelegenheit geboten, den Grafen zu sprechen und zu beobachten. Freilich mußt Du heute noch entscheiden, ob Du die Einladung annimmst. Ich werde Dich begleiten, werde nicht von Deiner Seite weichen. Diesen Nachmittag kommt der Baron, um sich Antwort zu holen."

Frau Braun setzte die Glocke in Bewegung, die vor ihr auf dem Tische stand.

Kaum war eine Minute verflossen, als ein junges Mädchen eintrat.

„Bärbchen," sagte ruhig die Dame, „sind die Speisen fertig?"

„Ja, Frau Konsulin."

Bärbchen schien sich recht wohl zu fühlen, sie sah heiter und frisch aus, trug städtische Kleider und zeigte durch Mienen und Geberden, daß sie ihren Dienst gern verrichtete. Man sah ihr kaum an, daß sie die Tochter eines schlichten Müllers war, der sie auf dem Lande erzogen hatte.

„So decke den Tisch und melde uns, wenn die Suppe aufgetragen ist."

Bärbchen schlüpfte rasch und gewandt durch die Thür.

Die beiden Witwen blieben allein.

Frau Braun stickte wieder und Henriette saß sinnend auf dem Sopha. Nach einer Viertelstunde schon meldete das niedliche Hausmädchen, daß die Suppe aufgetragen sei. Nichte und Tante gingen in das angrenzende Zimmer. Das einfache, aber schmackhafte Mahl war bald eingenommen. Man hatte wenig gesprochen, da Bärbchen bediente. Nach Tische sagte Frau Braun: „Pflege nun, wie täglich, ein Stündchen der Ruhe; beim Kaffee, zu dem auch der Baron erscheinen wird, magst Du mir Deinen Entschluß mittheilen. Ueberlege wohl, Henriette, noch liegt es in Deiner Hand, Deinem Leben eine gedeihliche Rich-

tung zu geben. Laß' den günstigen Zeitpunkt nicht vorübergehen. Du würdest es zu spät bereuen. Denke stets daran, daß ich es herzlich gut mit Dir meine."

„Tante, wenn nur der Baron nicht wäre!"

Frau Braun lächelte pfiffig.

„Der Baron ist jetzt ein willkommener Vermittler, durch ihn werden die Verhandlungen bedeutend erleichtert und abgekürzt. Bedürfen wir seiner nicht mehr, so schütteln wir ihn ab . . . Die Gräfin von Birkau wird nicht nur ihr Schloß und die Domestiken beherrschen, sondern auch den Gemahl.

Sie reichte der Nichte die Hand und zog sich in ihr Kabinet zurück.

Henriette suchte ihr Stübchen auf.

„O, mein Gott", dachte sie, „was soll ich beginnen, wozu mich entschließen? Es ist allerdings verlockend, die Frau eines reichen Grafen, eines der ersten Kavaliere unserer Provinz zu werden; aber es gibt doch Manches zu bedenken, das mich abhalten muß. Der Graf ist älter als ich bin . . . Will ich auch dem Gerüchte über seine auffallenden wechselnden Gemüthsstimmungen keinen Glauben beimessen, so kommen mir doch die Vermittlungen des Barons verdächtig vor . . . Er ist ein böser, eigennütziger Mensch, dessen abenteuerliche Existenz Jeden zurückschrecken muß vom nähern Umgange mit ihm. Die Tante hat er schon mit seinen Netzen umstrickt . . . Freilich, wenn ich meine trostlose Lage bedenke, die durch eigene Kraft zu ändern keine Aussicht sich bietet . . . Ach, ich bin ja die

Witwe eines Selbstmörders, eines Betrügers ... Die Leute wälzen einen Theil der Schuld an dieser gräßlichen Katastrophe auf mich ... Da möchte ich wahrlich nicht zögern, von der Schwachheit des Grafen Nutzen zu ziehen. Eine Ehe ohne Liebe ... Habe ich Kronau nicht aus Liebe die Hand gereicht? Habe ich der Warnungen nicht gespottet, die mir von allen Seiten zugegangen? Und was war diese Ehe mit Liebe? Die Tante, die sich meiner bisher angenommen, kann nicht stets für mich sorgen, sie hat außerdem ihren Neffen, Emil Laneck, zu bedenken ... Ich will mit dem Grafen sprechen, ehe ich seinen Antrag zurückweise. Meine Verhältnisse sind durch den Tod Kronau's andere geworden ... Wohlan, ich werde den Bewerber hören. Da ich eine bindende Erklärung bis jetzt nicht gegeben habe, kann ich nach Belieben zurücktreten ... Das Gericht wird mir wohl den letzten Rest dessen noch nehmen, was ich aus dem Schiffbruche gerettet habe. Und dann bin ich arm, ganz arm!"

Sie seufzte und überließ sich der Ruhe, wenn man das stille Hingeben an schmerzliche Betrachtungen Ruhe nennen kann.

Die Stellung Bärbchens im Hause war nicht die einer gewöhnlichen Magd, sie war vielmehr die einer Schülerin, die sich als Wirthschafterin und als Zofe zugleich ausbildet. Frau Braun war eine vortreffliche Lehrerin, die es nicht nur verstand, sondern es sich auch angelegen sein ließ, das Bäuerische des Mädchens abzuschleifen. Und wahrlich, Bärbchen zeigte sich als die gelehrigste Schülerin

von der Welt. Ausgestattet mit einer reichen Dosis Mutterwitz, wußte sie sich bald so trefflich in die Verhältnisse zu schicken, daß die Lehrerin sie oft belobte. Die Schönheit des Körpers kam ihr dabei zu statten. Wer Bärbchen in den einfachen städtischen Kleidern sah, würde nie geglaubt haben, daß sie als Kind barfuß durch die Dorfgassen gelaufen. Ihr regelmäßiges blühendes Gesichtchen mit den freundlich glänzenden Augen, den frischen Lippen, die einen reizenden kleinen Mund bildeten, und der zarte Teint, der nach kurzer Zeit die von der Landluft bewirkten Schattirungen verloren, nicht minder der schlanke und elegante Wuchs machten sie zu einer pikanten Erscheinung, die auf den ersten Blick fesselte. Alle ihre Bewegungen waren natürlich graziös und angenehm. Nur ihre Sprache verrieth das Landmädchen noch, eine Eigenschaft, die in den Augen der Kenner Gewicht hatte.

Bärbchen bediente zwar auch Henrietten, aber für Frau Braun zeigte sie doch die größte Aufmerksamkeit, als ob sie der Lehrerin Dankbarkeit an den Tag legen wollte.

Beobachten wir Beide.

Kaum hatte sich die Frau vom Hause in ihr Kabinet zurückgezogen, als Bärbchen erschien, um die Locken der Herrin aufzurollen. Sie vollbrachte das Geschäft mit seltener Geschicklichkeit. Dann bedeckte sie das Haupt der Herrin mit einer weißen Haube.

„Nun wünsche ich angenehme Ruhe, Frau Konsul!“

Die Zofe verneigte sich tief bei diesen freundlich gesprochenen Worten.

Die Herrin lag auf dem Sopha.

„Ich danke Dir, mein liebes Kind! Mit dem Schlage drei wirst Du mich wecken.“

„Verlassen Sie sich darauf.“

„Richte Dich mit dem Kaffee so ein, daß wir einen Gast bewirthen können.“

„Einen Gast?“

„Und einen sehr lieben Gast ... Erräthst Du nicht, wen ich meine?“

„Nein, Frau Konsul.“

„Den Herrn Baron von Waldmann.“

Bärbchen lächelte.

„So, kommt er wieder?“

„Ich habe ihn zum Kaffee geladen.“

„Das freut mich; diesen Morgen habe ich nur einige Worte mit ihm sprechen können, da er es sehr eilig hatte.“

„Hole diesen Nachmittag das Versäumte nach.“

Die Zofe küßte der Herrin die Hand und entschlüpfte durch die Thür, die sie leise öffnete und schloß.

„Ein liebliches Kind!“ dachte die Witwe. „Nach einem Jahre wird Niemand vermuthen, daß es eine Bäuerin gewesen. Bärbchen kann es zu etwas bringen, wenn sie Glück und Verstand hat ... O wüßte ich nur, was der Baron mit ihr beabsichtigt ... Seine väterliche Fürsorge äußert sich auf eine so zärtliche Weise, daß sich mir Vermuthungen aufdrängen, die ich gern zurückhalten möchte. Was kümmert es mich? Ist Henriette Gräfin von Birkau, so habe ich meine Mission erfüllt ... Der Verlauf anderer

Dinge kann mir gleichgiltig sein. O, dieser Waldmann, er ist doch ein Roué vom reinsten Wasser. Noch füge ich mich ihm; aber bald werde ich ihn beherrschen, wie er es verdient. Jetzt bin ich sein Werkzeug, vermittelst deß' er dem verliebten Grafen die Frau verschafft . . . O, wüßte er, wie ich diesen Plan billige . . . Nicht aus Furcht vor dem Baron fördere ich die Heirath, nein, um zu gewinnen. Und ich werde gewinnen, daß ich meine Zukunft sichern kann."

Sie schlummerte ein.

Es war still in der Wohnung, nur in der entfernt liegenden Küche wirthschaftete die Magd, die für den Kaffee zu sorgen hatte. Bärbchen befand sich in ihrer Stube, deren Fenster nach der Straße hinausging. Sie hatte den Flügel geöffnet und beobachtete das rege Leben.

Da fuhr ein Fiaker vor das Haus. Bärbchen neigte sich und sah, daß der Baron ausstieg.

„Schon?" rief sie erstaunt. „Wahrhaftig er ist es! Zur Zeit, als er Gast in unserer Mühle war, sah er anders aus. Mir ist immer, als ob der Baron nicht derselbe sein könne, der in zerlumpten Kleidern um Aufnahme für die Nacht bettelte. Und doch ist er es . . . Ich werde ihm leise die Thür öffnen, daß die Herrschaft in der Nachmittagsruhe nicht gestört werde."

Sie huschte auf den Vorsaal, öffnete und wartete, bis der Baron die Treppe heraufkam.

„Still, still!" rief sie ihm leise entgegen.

„Warum?" fragte, ebenfalls leise, der Baron.

„Die Damen schlafen."

„Um so besser.“

„Wir haben Sie erst zum Kaffee erwartet, Herr Baron.“

Sie mußte sich Mühe geben, um das Wort „Baron“ anzuwenden.

„Die Damen mögen schlafen,“ flüsterte er; „ich bin mit Absicht früher gekommen, um Dich allein zu sprechen.“

„Allein wollen Sie mich sprechen?“

„In Familien-Angelegenheiten.“

„Mein Gott, den Eltern ist doch nichts begegnet ...“

„Ich bringe nur gute Nachrichten!“

Die Zofe führte den Gast in ihr Stübchen.

Der Baron legte seinen eleganten Herbst-Paletot ab; er erschien im schwarzen Frack. Auf der weißen Weste, die sich nun zeigte, erglänzte eine schwere Goldkette. Der schneeweiße Busenstreifen war mit einer werthvollen Nadel geschmückt. Glänzende Lackstiefeln bekleideten die Füße, während die Hände in blaßgelben Handschuhen eingepreßt waren. Der alte Dandy, nach der neuesten Mode gekleidet, sah wirklich aristokratisch aus. Sein grauer Bart, rund geschnitten, verlieh ihm ein würdiges Aussehen. Die Tochter des Müllers konnte ihr Erstaunen nicht unterdrücken.

„Ei, Herr Baron,“ rief sie, „so hätten Sie in der Kur-Allee gehen müssen!“

Der Stutzer lächelte wohlgefällig, indem er seine Hand an das Kinn des jungen Mädchens legte.

„Meinst Du?“

„Und dann hätte der Vater Sie sehen sollen.“

„Wir besuchen schon die braven Müllersleute, wenn Du, mein Kind, erst weiter bist.“

„Wenn ich erst weiter bin?“

„Gewiß, gewiß, ich halte Wort.“

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Baron?“

Er hatte einen Handschuh abgezogen und streichelte ihr mit der bloßen Hand das rabenschwarze Haar über der weißen Stirn.

„Ich will sagen, mein liebes Kind, daß Du erst Sammt und Seide, einen schönen Hut und goldenes Geschmeide tragen mußt, ehe Du die Reise zu Deinen Eltern antrittst. Mit einem Worte: Du mußt eine vornehme Dame geworden sein, wenn Du Deinen Eltern Dich wieder vorstellst.“

Waldmann hatte sich auf den Rohrstuhl gesetzt, der ihm zunächst stand.

Bärbchen schüttelte das Haupt.

„So weit werde ich es wohl nie bringen!“ meinte sie.

„Warum nicht? Warum nicht?“

„Weil ein Kammermädchen so viel Lohn nicht erhält, daß es theuere Sachen kaufen kann.“

Der Dandy, der auch den zweiten Handschuh abgelegt hatte, zog sie zu sich.

„Bärbchen, ich werde nicht dulden, daß Du noch lange Kammerzofe bleibst. Nein, ein solcher Posten paßt für ein so schönes Mädchen, wie Du bist, nicht . . . Du bist zu Besserem auserkoren. Du bleibst nur vorläufig in dem Dienste der Frau Konsulin, um Dich auszubilden. Von dem Landmädchen darf nicht eine Spur an Dir zurückbleiben,

Du mußt Dich wie eine große Dame nicht nur kleiden, sondern auch benehmen . . . Füge Dich meinen Anordnungen und Du wirst am Ziele sein. Mein Versprechen, für Dein Glück zu sorgen, halte ich als Mann von Ehre . . .“

Bei diesen Worten drückte er ihr sanft die Hand.

„Herr Baron, da muß ich doch einige Fragen an Sie richten.“

„Frage, liebes Bärbchen.“

„Der Vater hatte Lust, nach Amerika auszuwandern und Sie wollten ihn begleiten.“

„Dessen erinnere ich mich wohl!“

„Was wird denn nun aus der Reise nach der neuen Welt?“

Er legte vertraulich seinen Arm um ihre reizende Taille.

„Die Reise nach Amerika ist das letzte Mittel, um ein glückliches Ziel zu erreichen. Gelingt es uns in Europa, in unserm lieben Deutschland, warum sollen wir die gefährliche Seereise unternehmen? O, Bärbchen, ich habe Alles weislich überlegt. Unsere Aussichten in dem Vaterlande sind die glänzendsten, sie würden sich in Amerika uns nicht so bieten . . . Hier ist eine Banknote, sende sie Deinen Eltern. Ich will, daß sie die Unterstützung aus den Händen der Tochter erhalten. Der arme Flock kann das Geld brauchen.“

Waldmann holte ein zierliches Taschenbuch aus der Seitentasche seines schwarzen Fracks, öffnete es mit großer Delikatesse, nahm eine Note und überreichte sie dem jun-

gen Mädchen, das, als es einen Blick darauf geworfen, erstaunt ausrief:

„Hundert Thaler!“

„Du wirst im nächsten Monate eine zweite absenden. Flock wird dann sehen und begreifen, daß Amerika überflüssig ist.“

Bärbchen verbarg die Banknote, nachdem sie gedankt hatte. Dann sagte sie:

„Und was soll aus mir werden?“

Der Baron antwortete im ernsten Tone:

„Aus Dir, mein liebes Kind, wird eine Dame, wie Du es zu sein würdig bist. Ich habe Deinen Eltern versprochen, für Dich zu sorgen . . . Es geschieht, als ob ich Dein Vater wäre. Ich werde, wenn die Zeit gekommen ist, sogar fordern, daß Du als meine Tochter auftretest.“

„Wie, als Ihre Tochter?“

„Als Baronesse von Waldmann.“

Eine Purpurröthe überflammte Bärbchens Gesicht.

„Das ist ja gar nicht möglich!“ flüsterte sie.

„Ich mache Alles möglich,“ entgegnete der Dandy mit Stolz. „Wer will mich hindern, daß ich Dich als Tochter adoptire? Reichthum allein macht das Glück des Lebens nicht aus; man muß Rang und Titel damit verbinden, wenn man eine Rolle in der Welt spielen will. Baronesse . . . nicht wahr, das klingt prächtig. Als solche erregst Du erst das wahre Aufsehen. Baronesse von Waldmann . . . Sieh', Bärbchen, Du kannst deshalb Deine Eltern doch lieb haben . . . Mademoiselle Flock . . . o,

wie klingt das! Nein, ich habe Dich zu Höherem bestimmt, Du mußt Carrière machen, das heißt: Du mußt den Weg zum Glücke wandeln, den ich Dir vorzeichnen werde. Ich bin dies Deinen Eltern schuldig, die mir Wohlthaten erwiesen. Du stehst mir jetzt schon so nahe, als eine Tochter dem Vater steht. Was thut es, wenn ich vor der Welt sage: hier ist meine Tochter, die junge Baronesse von Waldmann . . . Ich habe nicht allein das Recht, sondern auch die Verpflichtung dazu. Ich frage Dich nun, ob Du geneigt bist, auf meine Vorschläge einzugehen?"

Bärben zitterte am ganzen Körper.

„Ach, Herr Baron, wie könnte ich mich nur eine Minute besinnen!" stammelte sie. „Ich habe die vornehmen Damen immer beneidet, wenn diese in der großen Kur-Allee promenirten."

„Auch Du wirst promeniren."

„Und dann will ich Ihnen offen gestehen . . ."

Sie stockte.

„Nur heraus mit der Sprache!"

„Sie werden es mir am Ende übel nehmen, Herr Baron! Sie thun mir so viel Gutes und ich . . . Nein, ich will es lieber nicht sagen, denn ich begehe ein Unrecht."

„Gut, so werde ich Dir entgegenkommen, Bärbchen. Dir gefällt es nicht, zu dienen, nach der Pfeife anderer Leute zu tanzen? Wie, es ist so! Ah, ich habe den rechten Fleck getroffen . . ."

„Ja, Herr Baron, es ist so!"

„Abgethan, die Geschichte soll sich bald ändern."

Er reichte ihr die Hand.

„Ich habe Sie doch nicht erzürnt, lieber Herr Baron?“ fragte sie schüchtern.

„Durchaus nicht; es ist mir sogar lieb, daß Du offen bekennst, was Dich drückt. Ich muß doch Deine Neigungen kennen, damit ich mich danach richten kann. Wenn die Frau Konsul . . .“

„O, ich will mich über die gute Dame nicht beschweren, das wäre undankbar, da sie mir kein böses Wort sagt oder Dinge verlangt, die eine gewöhnliche Magd verrichten könnte; nein, sie spricht immer sehr freundlich zu mir und auch Frau Kronau . . . Aber ich empfinde doch ein so eigenthümliches Gefühl, wenn ich die Glocke höre, die mich zum Dienste ruft . . . Mir ist immer, als ob der Vater seinem Hunde pfiffe . . . Wenn Karo nicht gleich angesprungen kam, setzte es Schläge . . .“

Der Dandy mußte lachen.

„Der Vergleich ist gut, mein Kind; ich sehe, daß Du scharfen Verstand und richtigen Takt besitzest. Dir fehlen die hündischen Eigenschaften, die eine gute Kammerzofe besitzen muß. Sieh, Bärbchen, es war auch von Hause aus meine Absicht nicht, Dich zur Bedienerin anderer Leute heranzubilden; aber ich mußte ein Uebergangsstadium finden, das Dich befähigt, bessere Kreise zu betreten. Jetzt siehst Du, wie es in der gebildeteren Gesellschaft zugeht, Du kannst Dir die junge Frau Kronau vor der Hand als Muster nehmen . . . Achte auf ihre Manieren, auf ihre Gewohnheiten, ihre Toilette, auf Alles, was die schöne

Frau thut und läßt . . . höre auf ihre Sprache, daß Du die Deinige bildest.“

„O“, rief Bärbchen, „ich weiß schon, was mir noch fehlt!“

„Du wirst noch kurze Zeit in diesem Hause sein, dann bringe ich Dich in ein Pensionat, wo du als Baronesse von Waldmann auftrittst. Ich bedarf dazu noch einiger Vorbereitungen, die indeß bald beendet sein werden. Dann hole ich meine Tochter ab, um sie den Händen zu übergeben, die aus ihr eine wahre Baronesse machen.“

Bärbchen küßte die Hand ihres zukünftigen Vaters.

„Ich werde Ihnen folgen wie ein Lamm dem Hirten!“

„Jetzt sei verschwiegen, Bärbchen. Weder Frau Braun noch Frau Kronau dürfen erfahren, daß ich aus Dir eine große Dame zu machen gedenke. Deine Vergangenheit muß ein tiefes Geheimniß bleiben, um so leichter glauben die Leute, daß Du eine geborene Baronesse bist. O, ich will damit nicht sagen, daß Du Dich der Eltern schämen sollst . . . Du kennst die Welt nicht, sie strotzt von Vorurtheilen und manche achtbare Dame ist schon ein Opfer dieser Vorurtheile geworden. An der Einwilligung des Vaters und der Mutter zweifle ich nicht . . . Beide haben ihr Kind zu lieb, als daß sie seinem Glücke hindernd entgegentreten sollten. Außerdem erwirbst Du immer mehr Mittel, um Dich als gute Tochter dankbar zu zeigen. Gib mir die Hand, Bärbchen.“

„Hier ist sie!“

„Unser Kontrakt ist abgeschlossen.“

„Wenn Sie es wollen.“

„Betrachte mich von diesem Augenblicke an als Deinen Vater.“

Die Zofe war von dieser Güte so gerührt, daß sie in Thränen ausbrach.

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein!“ flüsterte sie.

Jetzt holte der zweite Vater einige Schmucksachen hervor, die er der Adoptivtochter überreichte. Diese war außer sich vor Freude, als sie das kleine Goldkreuz am schwarzen Bande und die goldenen Ohrgehänge mit Granaten sah.

„Der erste Anfang!“ murmelte er freundlich. „Ein junges Mädchen muß sich schmücken. Bald wirst Du werthvolles Geschmeide tragen ... Ich schenke Dir diese Kleinigkeiten als Andenken an diese Stunde.“

Bärbchen konnte vor Bewegung kaum danken.

In diesem Augenblicke schlug eine Uhr auf dem Vorsaale drei.

„Nun muß ich fort!“ rief die Zofe.

„Wohin?“

„Die Frau Konsulin wecken. Ja, der Dienst ruft.“

„Nur noch für kurze Zeit, liebes Kind, dann wirst Du selbst befehlen und Dich bedienen lassen, wie es sich für eine Baronesse schickt. Harre geduldig aus und sei verschwiegen.“

Die Zofe führte den Gast in das Empfangszimmer. Dann eilte sie zu der Herrin. Der Baron blieb nicht lange allein; Henriette erschien, um die Tante zu entschul-

digen, die noch einige Zeit zur Toilette bedürfe. Waldmann verneigte sich und küßte der jungen Frau respektvoll die Hand.

„Ihre Gegenwart, verehrte Frau, entschädigt mich für den Verlust, den die Abwesenheit der Frau Konsul mir bereitet. Ich freue mich, Ihnen versichern zu können, daß ich in unwandelbarer Hochachtung Ihnen ergeben bin. Vielleicht wünscht die Tante, daß ich mit Ihnen ein Viertelstündchen allein plaudere. Es ist ja nicht das erstemal . . . jetzt treffen wir uns unter veränderten Verhältnissen . . . Ich aber, verehrte Dame, bin derselbe geblieben, der ich Ihnen gegenüber stets gewesen. Gestatten Sie mir, daß ich es darthue.“

Er ließ sich erst dann nieder, als Henriette auf dem Sopha Platz genommen hatte. Nach kurzer Pause begann der Gast:

„Frau Braun hat, ich darf es wohl voraussetzen, mit Ihnen bereits Rücksprache genommen, da ich um diese Stunde hieher beschieden bin, die Antwort auf eine sehr ernste Frage zu empfangen . . . Freilich, die Frage liegt nicht etwa erst seit gestern vor, sie ist älteren Datums und könnte wohl schon reiflich erwogen sein. Nicht wahr, ich täusche mich in meinen Voraussetzungen nicht?“

„Sie haben Recht!“ flüsterte Henriette ernst.

Der Baron rückte seinen Stuhl ihr näher.

„Bedürfen Sie noch der Erklärung, der Berichtigung oder eines Rathschlages . . . sprechen Sie, Frau Kronau,

ich stehe Ihnen mit der Offenheit zur Seite, die Sie längst an mir kennen müssen.“

Die junge Wittwe konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, der sich gewaltsam ihrer Brust entrang. Den Mann, den sie als tückisch und verdorben kannte, sollte sie für offen und ehrlich halten. Sie hatte wichtige Gründe, ihre wahre Ansicht über den Roué geheim zu halten und scheinbar auf seine Vorschläge einzugehen.

„Herr Baron,“ begann sie nach kurzer Pause, „ich komme auf eine Frage zurück, die ich bereits wiederholt angedeutet habe. Welches Interesse leitet Sie bei der Verwirklichung des Plans, den sie in Bezug auf meine kleine Person entwarfen?“

„Ich vermittle nur, schöne Frau, ich bin nur Vermittler! So stand ich auch dem verstorbenen Kronau gegenüber . . . Der leidenschaftliche Mann hörte leider nicht auf mich . . . Doch, das sind abgethane Dinge... Bleiben wir bei dem Grafen. Birkau ist von seiner Gemahlin geschieden, es mußte leider dieser Akt stattfinden, um den braven Mann vor moralischem Untergange zu schützen. Er hat Sie kennen gelernt, und Sie haben von ihm selbst gehört, daß er Sie anbetet.“

Henriette erröthete.

„Weiter!“ bat sie flüsternd.

„Gut, gehen wir über diesen Punkt hinweg, er kann zwischen Ihnen und dem Grafen näher erörtert werden, da er zu den intimen gehört. Wie ich überhaupt ein aufopfernder Freund bin, so gedenke ich es auch dem Grafen

zu sein, der in einer Verbindung mit Ihnen sein höchstes Glück und eine Entschädigung für eine wirklich trostlose Vergangenheit findet. Birkau ist eine so fein angelegte Natur, ein in seinem Denken und Fühlen von der allgemeinen Regel so abweichender Mensch, daß ihn nur der zu fassen und zu würdigen vermag, der sich nicht nur seines vollen Vertrauens, sondern auch eines näheren Umganges mit ihm erfreut. Ich nenne das, was fremde Menschen an ihm für Bizarrerien halten, unschätzbare Vorzüge . . . Der Adel wird ihn verdammen, weil seine heiße Liebe sich einer Bürgerlichen zuwendet, man wird ihn für überspannt erklären, und daß seine geschiedene Frau das Ihrige dazu beiträgt, bedarf der Erwähnung nicht . . . Diesen verkannten Freund so glücklich als möglich zu machen, halte ich für die heiligste Pflicht. Indem ich die Vortheile bezeichne, die Ihnen, Frau Kronau, aus einer Verbindung mit dem Grafen erwachsen, erfülle ich zugleich eine Pflicht dem verstorbenen Freunde gegenüber . . . Nun kennen Sie die Beweggründe meiner angelegentlichen Vermittlung. Uebrigens," fügte er vornehm lächelnd hinzu, „brauchen sie mir nicht auf das bloße Wort hin zu glauben; ich bringe Ihnen die Einladung des Grafen, nach Birkau zu kommen . . ."

Die junge Witwe fuhr auf.

„Wie, ich soll nach Birkau reisen?"

„Nicht Sie allein . . ."

„Wer sollte mich begleiten?"

„Frau Braun, Ihre zweite Mutter. So wird Ihnen

die Gelegenheit geboten, sich an Ort und Stelle von dem zu überzeugen, was auf Ihren Entschluß einwirken kann. Betrachten Sie die prachtvolle Besitzung, die Sie als Eigenthum erhalten werden; das Schloß, den Park, die Oekonomie, die Wälder, Felder und Wiesen . . . und dann den Grafen selbst, damit Sie sich ein festes Urtheil über ihn bilden können. Sie sehen, daß man Sie nicht zu überrumpeln oder zu verblenden gedenkt. Ueberlegen Sie mit Ihrer Tante; ich bleibe bis morgen Abend in der Stadt. Wünschenswerth wäre es, wenn ich Sie führen dürfte. Der Graf selbst würde sich Ihnen vorgestellt haben; ich widerrieth jedoch, da ich es für zweckmäßig erachte, daß Sie Birkau kennen lernen."

Frau Braun erschien.

Die Dame war höchlich erfreut, den Gast willkommen heißen zu können.

Nach der ersten Begrüßung, die nicht frei von Affektation war, zog die Hausfrau die Glocke.

Bärbchen kam und brachte den Kaffee.

„Meine Pflegebefohlene!" rief Waldmann.

Das reizende Mädchen präsentirte ihm den Kaffee.

„Sie haben sich meiner väterlich angenommen, Herr Baron."

„Wie es meine Pflicht ist"

„Ich werde es Ihnen ewig danken."

„Mache meiner Empfehlung Ehre, liebes Bärbchen, und Du hast Dich vollkommen gegen mich abgefunden."

Frau Braun erklärte:

„Wir sind zufrieden; Bärbchen bildet sich ganz gut heran.“

Die Zofe hatte sich entfernt.

Kurz und bündig wiederholte der Baron seinen Antrag.

„Ohne Zweifel!“ antwortete die ältere der beiden Witwen. „Wir nehmen die Einladung des Grafen an und wäre es auch nur, um uns höflich zu zeigen. Birkau, ich kenne es nur oberflächlich, muß ein herrliches Schloß sein.“

„Gut, so reisen wir morgen Mittag.“

„Unsere Vorbereitungen sind rasch getroffen. Wir begleiten Sie, lieber Baron.“

Henriette, die still an ihrem Platze saß, wagte keine Einrede.

„So ist der Zweck meiner Reise erfüllt,“ sagte der Baron. „Ich gehe jetzt, um noch einige Geschäfte zu ordnen; morgen Früh punkt elf Uhr komme ich mit dem Wagen, um die Damen abzuholen. Sie gestatten, daß ich mich entferne.“

Waldmann küßte jeder der Witwen die Hand und ging. Frau Braun begleitete ihn über den Vorsaal.

„Ihre Nichte ist verstimmt,“ flüsterte der alte Roué, „ich glaube, sie wird Widerstand leisten.“

„Wenn ich zugesagt habe, lieber Baron, so hegen Sie keine Befürchtungen; daß Henriette sich nicht gleich willfährig zeigt, müssen Sie ihrer Delikatesse zugute halten . . . Es handelt sich um eine Heirath . . .“

„Der Kulminationspunkt ist eingetreten, ich zähle fest auf Sie!“

Ein strenger Blick des Barons begleitete diese Worte.

„Ich weiß, was mir obliegt, lieber Freund! Werden Sie auch die Bedingungen unseres Kontraktes erfüllen?“

„So sicher, als ich von Ihnen überzeugt bin, daß Sie Alles aufbieten werden, um den heißen Wunsch meines Freundes zu erfüllen. Ich sende sogleich einen Brief ab, der unsere Ankunft auf Birkau meldet. Vergessen Sie nicht, daß von dem bevorstehenden Rendezvous Alles abhängt. Weigert sich Henriette, so könnte der Graf, der sehr empfindlich ist, zurücktreten. Ich habe ihm feste Hoffnung gemacht, im Vertrauen auf Sie . . . Bedenken Sie die Wirkung des Fehlschlagens . . . der gekränkte Graf wird sich furchtbar rächen . . .“

„Denken Sie diesen Fall nicht als möglich!“ rief zitternd die Witwe.

„Die Tante der Gräfin von Birkau,“ murmelte Waldmann, „hat nichts zu fürchten. Am Hochzeitstage liefere ich das Versprochene aus und das dunkelste Blatt aus dem Buche Ihrer Lebensgeschichte ist vernichtet.“

Die Witwe ließ ihre Blicke über den Korridor schweifen; als sie bemerkte, daß Niemand lauschte, flüsterte sie:

„Wer von uns Sterblichen hätte nicht eine schwache Stunde gehabt . . .“

„Nennen Sie falsche Wechsel das Ergebniß einer schwachen Stunde?“

„Ich kannte eine Dame, Louise Sabath . . .“

Sie schwieg, um den Baron zu beobachten.

Waldmann zuckte mit den Lippen.

„Louise Sabath?“ wiederholte er.

„Das arme Kind gehört einer mir befreundeten Familie an.“

„Ah so! Sie besitzen eine ausgebreitete Bekanntschaft.“

„Bade-Bekanntschaften, die mitunter intime Verhältnisse annehmen.“

„Und warum nennen Sie jetzt den Namen?“ fragte Waldmann leise.

Die Witwe hatte die Wirkung schon erkannt, die sie ausgeübt; sie wurde kühner.

„Er fiel mir ein, als Sie des dunklen Blattes erwähnten. Die Familie des Herrn Heinrich Werner ist sehr geachtet . . .“

Waldmann zuckte leise zusammen.

„Wozu diese Namen?“ fragte er mit erzwungenem Lächeln.

Auch die Dame lächelte, aber malitiös.

„Sind sie Ihnen bekannt, lieber Baron?“

„Antworten Sie auf meine Frage.“

„Ich wollte nur andeuten, daß die Lebensgeschichte anderer Leute auch dunkle Blätter enthält, die auf kluge Weise vernichtet werden müssen. Kann ich Ihnen die Hand dazu bieten . . .“

Der Baron fragte kalt:

„Mir? Mir? Was soll das heißen?“

„Ich bin nicht minder gefällig, als Sie sind, lieber

Baron. Bedürfen Sie meiner Dienste, so werden Sie mich bereit finden. Verfolgen wir indeß ruhig unsern Heirathsplan, denn das Glück meiner Nichte liegt mir am Herzen. Ich zähle auf Ihre Diskretion, wie Sie auf die meinige zählen können. Morgen gegen Mittag reisen wir!"

Sie verneigte sich und öffnete die Thür, die zu der Treppe führte.

„Ja, wir reisen!"

Der Baron grüßte und stieg die Treppe hinab.

Frau Braun hatte die Thür geschlossen.

„Die Wirkung meiner Worte war eine sichtliche!" flüsterte sie vor sich hin. „Werner hat sich also nicht getäuscht, er hat seinen Mann erkannt. Nun mag der Briefwechsel beginnen, damit ich in den Besitz des Materials gelange, das mir als Schirm und Schild dienen soll. Der Zufall ist mit mir im Bunde; ich werde den Feind fern halten können."

Sie rief Bärbchen. Die Zofe eilte aus der Küche herbei.

„Richte meine Garderobe vor, liebes Kind," sagte sie gütig.

„Wollen Sie ausgehen, Frau Konsul?"

„Ja!"

„Also gewöhnliche Ausgehetoilette?"

Die Dame nickte und trat in das Zimmer, in dem Henriette wartete.

„Was ist das? Du weinst, Henriette . . . Hat Waldmann Dich beleidigt?"

Die junge Wittwe verneinte es durch eine Kopfbewegung. Nachdem sie ihre Thränen getrocknet hatte, rief sie:

„Tante, der Kampf ist ein schrecklicher.“

„Der Kampf? Mit wem?“

„Mit mir selbst. Ich kann zu keinem Entschlusse gelangen, soviel Mühe ich mir auch gebe. Daß der Baron, dieser gräßliche Mann, als Brautwerber auftritt, durchschneidet mir die Seele.“

Die Tante küßte mildlächelnd die Stirne der Nichte.

„Liebe, gute Thörin, wohin führt Dich Deine allzu lebhafte Phantasie! Wer fordert von Dir jetzt schon ein bindendes Versprechen?“

„Die Reise nach Birkau ist gleichbedeutend . . .“

„Verzeihung, ich fasse die Sache anders auf! Du betrachtest Dir die Dinge in der Nähe, fühlst dem vorgeschlagenen Bräutigam weidlich auf den Zahn und stellst, je nachdem, Deine Bedingungen. Der Graf ist ein Geschiedener, Du bist eine Wittwe . . . alle Bedingungen zu einer Verstandesheirath liegen vor . . . Es findet sich nicht alle Tage ein Graf, dessen Vermögen nach Millionen zählt. Schiebe die Empfindelei bei Seite . . .“

„O, Gott, was soll ich thun?“

„Du kannst aus Erfahrung berichten, daß die Liebe keine reelle Basis für die Existenz des Menschen liefert. Fasse Muth, mein Kind, wenn überhaupt Muth dazu gehört, Gräfin zu werden . . . Wir sprechen mehr, wenn wir aus Birkau zurückgekehrt sind. Jetzt will ich ausgehen, um

meine kleine Witwenpension zu holen, denn die Kasse ist leer und die Ausgaben wollen bestritten sein.“

Sie ging, machte Toilette und verließ das Haus.

„Ich begreife wohl,“ dachte die junge Frau, „daß eine Aenderung meiner Verhältnisse eintreten muß, denn ich kann der Tante nicht länger zur Last fallen. Ach, es ist schwierig, eine Stellung für mich zu finden! Wohlan, ich will nicht unterlassen, Schritte nach allen Richtungen hin zu thun. Der Himmel wird mir gnädig den Weg zeigen, der, wenn nicht zum Glücke, doch zu einer erträglichen Existenz führt.“

Henriette ging in ihr Stübchen, setzte sich an den Sekretär und schrieb einige Annoncen, in denen sie Stellung als Gouvernante, Gesellschafterin oder Haushälterin suchte. Bezügliche Adressen sollten in den Expeditionen der betreffenden Zeitungen niedergelegt werden. Dies Alles geschah hinter dem Rücken der Tante. Die Ankündigungen wurden den verbreitetsten Journalen zugesandt. Während Frau Braun ihre Pension holte, schickte die Nichte ihre Briefe ab. Die Reise nach Birkau sollte deshalb nicht unterbleiben. Man sieht, daß Henriette vorsichtig zu Werke ging; sie wollte sich auf alle Eventualitäten vorbereiten und von den sich bietenden Uebeln das geringste wählen.

Drittes Kapitel.

Neue Abenteuer des Barons.

Alfred von Waldmann hatte sein Hotel aufgesucht, dort einen Brief an den Grafen geschrieben und dann eine Promenade angetreten. Wir treffen ihn auf dem großen Marktplatze der Stadt, wo er die Schaufenster der Läden mustert wie ein Mann, der etwas zu kaufen gesonnen ist. Ueber seinem schwarzen Anzuge trug er einen grauen Twin, der ihm ein bescheidenes Aussehen verlieh. Die Musterung der Läden mochte ihn nicht befriedigen: er verließ den Marktplatz, ging langsam durch einige Straßen und trat in den Laden eines Juweliers, der offenbar nicht zu den ersten der Stadt gehörte. Das kleine Fenster zeigte nur einige Schmucksachen von geringem Werthe, die der Roué durch sein Augenglas aufmerksam beobachtete. Dann öffnete er die schmale Thür, die sich neben dem Fenster befand, und trat in den kleinen schmalen Laden, dessen Hintergrund fast dunkel war. Bei dem Oeffnen der Thür erscholl das laute Klingen einer Glocke. In demselben Augenblicke erschien ein Mann hinter dem Ladentische, der mit Recht das besondere Interesse des eintretenden Barons fesselte.

Der Juwelier, wir müssen ihn dafür halten, trug schlichte bürgerliche Kleider und weiße Wäsche. Eine grüne

Schürze, die ihm fast bis an die Brust reichte, verrieth, daß er im Hintergrunde des Ladens gearbeitet hatte. Er war von mittlerer Statur und wohlgewachsen. Aber sein Kopf . . . dieser Theil des Körpers fesselte die Aufmerksamkeit des Beschauenden. Bis zu dem Halse, dieser mit eingeschlossen, zeigte Alles vollkommenes Ebenmaß. Das Gesicht des Juweliers war unverhältnißmäßig lang und so schmal, wie wohl selten ein Mensch es von der Mutter Natur erhalten hat. Das spitze Kinn war so kurz, daß es dicht unter dem Munde zu liegen schien, das sich bis weit über die Mitte der Wangen ausdehnte. Die Lippen, die den breiten Mund bildeten, glichen schmalen bläulichen Bandstreifen, die vor zwei Reihen blendend weißer Zähne lagen. Die lange und steile Nase drängte sich dergestalt auf den Mund herab, daß sie fast mit dem Kinn zusammenfiel. Die eingefallenen Wangen ließen die Backenknochen spitz hervortreten. Und nun die Stirne — sie war schmal und so hoch, daß sie den dritten Theil des Gesichtes bildete. Pechschwarzes, kurzes borstenartiges Haar bedeckte wie ein Käppchen die Scheitel. Eine Leichenbläße bedeckte dieses seltsam geformte Gesicht, mit dem eine Aehnlichkeit aufzustellen durchaus unmöglich wäre. Das dunkelblaue Auge aber blickte mild freundlich, es verrieth geistige Frische und einen hohen Grad von Intelligenz. Die Bewegungen des Juweliers waren ruhig, gemessen und sicher.

„Was steht dem Herrn zu Diensten?“ fragte er mit überaus wohlklingender Stimme.

„Sie haben Trauringe vorräthig?“ fragte der Baron.

„Stets!“

„Bitte, legen Sie mir vor . . .“

Der Juwelier öffnete einen Glaskasten.

„Hier bietet sich Ihnen eine Auswahl schlichter Reifen, wie sie zu dem angegebenen Zwecke sehr gesucht sind.“

Waldmann, das silberne Lorgnon auf der Nase, prüfte. Dann wählte er zwei der Ringe, die ihm passend erschienen.

„Wie lange dauert es,“ fragte er, „daß Sie in jeden der Ringe zwei Buchstaben eingraben?“

„Eine Stunde, mein Herr!“

„Was kosten beide Ringe?“

„Vier Friedrichsd'or.“

„Hier ist Geld; nach einer Stunde werde ich die Ringe abholen.“

Er zahlte in Banknoten.

„Und die Buchstaben?“ fragte der Juwelier.

Zugleich legte er ein Blatt Papier und einen Stift auf den Ladentisch. Waldmann schrieb.

„Dies für den Damenring, dies für den Herrenring.“

Der Juwelier verneigte sich.

„Nach einer Stunde, mein Herr, wird die kleine Arbeit vollendet sein.“

„Ich selbst werde die Ringe abholen.“

Waldmann verließ den Laden.

Auf der Straße sah er zu dem Schilde über die Thür empor.

„Eduard Fuchs!“ murmelte er. „Es ist schon richtig.

Die Physiognomie des Herrn Fuchs ist eine Verrätherin, die ihn Zeit des Lebens in der Zwangsjacke hält. Sein Geschäft ist klein, es muß nicht viel abwerfen . . . Gleichviel, der Juwelier ist mein Mann."

Er trat in das nächste Kaffeehaus, trank Punsch und las die Zeitungen.

So verfloß eine Stunde.

Die Abenddämmerung war angebrochen, als Waldmann den bereits erleuchteten Laden erreichte. Der Juwelier bat ihn, er möge noch einige Minuten warten. Zugleich wies er dem Kundmanne einen Sessel an, der nach dem Hintergrunde zu an einem Pfeiler stand. Eduard Fuchs verschwand durch eine Thüre, die sich völlig geräuschlos öffnete und schloß. In diesem Augenblicke trat von der Straße eine Frau ein, deren Gesicht sich nicht sogleich erkennen ließ, da sie ihren schwarzen Schleier tief herabgelassen hatte. Sie trug einen dunkeln Shawl, der ihre ganze Gestalt einhüllte. Wie ein Blitz erschien Eduard Fuchs hinter seinem Ladentische. Höflich fragte er nach den Befehlen der Dame.

„Ich möchte ein goldenes Medaillon verkaufen," antwortete eine zarte Stimme.

„Verkaufen?"

„Sie kaufen doch alte Goldsachen?"

„Bis zu einem gewissen Werthe, ja."

Die Dame warf den Schleier zurück.

Ein feines, aber sehr bleiches Mädchenantlitz zeigte sich. Waldmann befestigte rasch das Glas auf der Nase

und beobachtete mit scharfen Blicken. Er fand das Gesichtchen, das einem vielleicht zwanzigjährigen Mädchen angehörte, so pikant und reizvoll, daß er regungslos betrachtete. Trotz des großen Shawls, der schon manchem Wetter getrotzt hatte, ließ sich die schlanke, elegante Gestalt der Verkäuferin errathen. Sie holte ein Papier aus der Tasche.

„Hier ist es, mein Herr!“ sagte sie mit zitternder Stimme.

Der Juwelier betrachtete das Kleinod.

„Haben Sie,“ fragte er, „einen Werth dafür angesetzt?“

Ein schmerzliches Lächeln glitt über die bleichen Züge des jungen Mädchens.

„Ich möchte so viel als nur irgend möglich dafür lösen.“

Eduard Fuchs antwortete freundlich:

„Das Gewicht entscheidet und der reine Goldwerth.“

Er probirte.

„Gut, recht gut! Nun werde ich gewissenhaft wägen.“

Das Medaillon lag auf der Wage.

Die Verkäuferin folgte mit ängstlichen Blicken dieser Manipulation. Nachdem der Juwelier gerechnet hatte, nannte er den Preis.

„Mein Gott“, rief bestürzt das Mädchen, „nicht mehr?“

„Ich bedauere, meine Dame . . .“

„Die Summe ist so gering für echtes Gold.“

„Hier ist das Kalkül, rechnen Sie nach. Glauben

Sie meinen Worten nicht, so bemühen Sie sich zu einem andern Goldarbeiter, er wird genau so wie ich abschätzen."

Das Mädchen sah bestürzt den Geschäftsmann an; es wußte nicht, was es beginnen sollte.

„Ich hatte mir wenigstens das Doppelte der Summe gedacht!"

Eduard Fuchs sagte bedauernd:

„Das Medaillon hat vielleicht einen besondern Werth für Sie . . ."

„Ach ja, ich entäußere mich seiner nur gezwungen; es ist ein Familien-Kleinod . . ."

Der Geschäftsmann blieb hartherzig, legte das Medaillon in das Papier und wollte es dem Mädchen geben.

„Behalten Sie es!" rief sie hastig.

Der Handel war also abgeschlossen. Eduard Fuchs öffnete seinen Kasten und bezahlte die kleine Summe, die, wie er versicherte, den Werth des Medaillons präsentirte. In diesem Augenblicke erschien der Gehilfe, der die beiden Ringe brachte. Das junge Mädchen entfernte sich. Der Baron hatte schon sein Taschenbuch bei der Hand, aus dem er den Betrag nahm, den der Juwelier für das Medaillon gezahlt hatte.

„Ich kaufe es zurück!" sagte er rasch.

Fuchs lächelte.

„Um denselben Preis?"

„Wir werden uns später einigen. Behalten Sie meine

Ringe; ich eile dem jungen Mädchen nach. Hier ist das Geld . . ."

Waldmann nahm das Medaillon und eilte auf die Straße. Das Mädchen stand noch an dem Schaufenster; wir können nicht sagen, ob es neugierig die Juwelen betrachtete oder ob es sich zögernd von dem Medaillon trennte . . . es seufzte tief und schwer und ging dann weiter durch das Gedränge, das um diese Zeit auf dem schmalen Trottoir sich lästig bemerkbar machte. Waldmann, schon geübt in Verfolgungen dieser Art, wußte sich so zu halten, daß er stets in der Nähe des eilig sich entfernenden Mädchens blieb.

Man hatte die Straße durchschritten.

Die Verkäuferin des Medaillons trat in eine Apotheke. Waldmann, der stehen blieb, sah durch die hohe Spiegelscheibe, daß die, die er verfolgte, dem Apotheker ein Recept übergab.

„Ah, dachte er, „die höchste Noth muß den Verkauf des Medaillons veranlaßt haben!"

Er nahm seine Stellung so, daß die Leute im Innern der Apotheke ihn nicht gewahren konnten. Das junge Mädchen hatte sich auf eine Bank gesetzt, die für die auf Abfertigung Wartenden eingerichtet war. Es mochte ihr zu warm werden, denn sie warf den Schleier zurück.

„Ah," dachte der Beobachter, „das ist ein köstliches Gesicht! Schade, daß die schwarzen Schatten der Sorgen es einhüllen! Nach Lage der Dinge werde ich hier eine interessante Entdeckung machen . . . Die junge Dame ge-

hört dem besseren Stande an, sie ist von dem Wege zum Glücke abgekommen . . . Ich werde ihr die Hand bieten, denn es ist ein Verdienst, den Armen und Bedrängten zu helfen, vorzüglich wenn sie schön sind, wie diese Medaillon-Verkäuferin. Interessant bleibt es jedenfalls, einen Blick in ihre Verhältnisse zu werfen . . . Kann ich sonst nichts erreichen, so habe ich dieser rührenden Schönheit eine Wohlthat erwiesen, die sie mir danken wird. Ich muß die Geschichte des Medaillons kennen."

Nach kaum zehn Minuten war das Recept bereitet. Die Dame empfing ein Fläschchen und zahlte dafür von dem Gelde, das sie aus dem Verkaufe des Medaillons gelöst hatte.

„Jetzt wird sie zurückkommen!" dachte der Baron.

Er trat in die Mitte der Straße.

Die Schöne erschien, verschleiert.

Von nun an setzte sie ihren Weg so rasch fort, daß Waldmann ihr kaum zu folgen vermochte. Der Roué blieb beharrlich, obgleich ihm das rasche Gehen beschwerlich fiel. Er hätte der Armen das Medaillon sofort einhändigen können; aber daran lag ihm wenig, er wollte vielmehr ihre Wohnung erfahren und ihre Verhältnisse näher kennen lernen. Zu welchem Zwecke? wird der Leser fragen. Beobachten wir den in seiner Art seltsamen Mann und wir werden die Antwort auf diese sehr gerechtfertigte Frage leicht finden. Der Verfolger ward in seinem Unternehmen vom Zufalle begünstigt; die Schöne wählte wenig belebte Straßen, eilte über einen mit Bäumen bepflanz-

ten Platz, an einer Kapelle vorüber, trat in eine schmale Gasse und verschwand in einem der Häuser, die durch ihr Aeußeres und ihre Lage verriethen, daß sie von zwar nicht reichen, aber doch von anständigen Leuten bewohnt wurden. Hätte das junge Mädchen sich einmal umgeblickt, so würde es den Baron gewahrt haben; aber hastig, wie es durch die Straßen geeilt, war es auch durch die offene Thür verschwunden, die zu einem finstern Gange führte.

Waldmann beobachtete das Haus.

Bei dem Scheine der Gaslaterne konnte er die Nummer erkennen.

„Zwanzig!“ murmelte er.

Aber in welchem Stocke wohnte die Schöne? Das Haus enthielt drei Reihen über einander liegender Fenster, die fast alle erhellt waren. Waldmann pflanzte sich in der Mitte der Straße auf. Mit Hilfe seines Lorgnons beobachtete er. Plötzlich erhellte sich ein Fenster des ersten Stockes. Die Unbekannte ward sichtbar, sie schloß den offen stehenden Flügel und ließ das weiße Rouleau herab. Das Licht verschwand, um das Fenster nebenan zu erhellen.

„Ah, im ersten Stocke also! murmelte der Roué. „Die Bewohnerin ist bemüht, ihre Armuth zu verbergen . . . Um so besser, denn das Abenteuer wird reizvoller . . . Schamlose Armuth ist mir ein Gräuel . . . Vorwärts, ich komme ja als Wohlthäter.“

Er überschritt die Schwelle.

Tief im Hintergrunde des langen Ganges brannte ein Lämpchen, das durch Draht an der grauen Wand be-

festigt war, um die Treppe zu beleuchten, die der Baron ruhig erstieg. Er hatte den ersten Stock erreicht. Hier zeigten sich zwei Thüren. An der links brannte ein ähnliches Lämpchen, wie das unten an der Treppe. Es war so angebracht, daß man die Inschrift eines Schildes erkennen konnte: Emmerich Büchlein.

Der Baron, der das Schild gelesen, mußte lächeln.

„Kostbarer Zufall!“ murmelte er. „Büchlein, Büchlein! Büchlein! Der abscheulichste Wucherer in der ganzen Stadt . . . er wohnt sehr bescheiden, um zu sparen; und doch macht er große Geschäfte! Ich habe bisher nicht das Glück gehabt, diesen Ehrenmann kennen zu lernen. Aber Frau Braun kennt ihn . . .“

Schadenfroh lächelnd betrachtete er das Schild.

„Das Weib ist nicht ungefährlich!“ fuhr er fort. „Es hat also doch Schritte gethan, meine Einschüchterungen zu paralysiren. Noch werde ich muthig auftreten, damit der Graf an's Ziel gelangt.

Er wandte sich zu der zweiten Thür, die ohne Schild war.

„Hier muß es sein!“

Ohne weiter zu zögern, legte er die Hand an den Glockenzug. Ein leises Klingen im Innern der Wohnung ließ sich vernehmen. Gleich darauf ward die Thüre geöffnet. Das junge Mädchen, eine Kerze tragend, stand an der Schwelle. Der Baron zog freundlich grüßend den Hut.

„Wen suchen Sie, mein Herr?“

„Ich glaube, daß ich am rechten Orte bin. Sie haben einen Verlust erlitten . . .“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Und doch; ich habe ein Medaillon gefunden, das ich der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückgeben möchte.“

Er hielt das Medaillon in der Hand.

„Wo haben Sie es gefunden?“

„In dem Juwelierladen des Eduard Fuchs.“

Verlegen trat das Mädchen zurück.

„Verzeihung“, flüsterte es, die Sache bedarf der Aufklärung.“

„Ich komme nur, um Ihnen einen Dienst zu erweisen.“

Die Inhaberin der Wohnung schloß die Thür hinter dem Baron offenbar in der Absicht, das nun folgende Gespräch Denen geheim zu halten, die die Treppe passirten. Aber auch ihre Freude über das Medaillon ließ sich erkennen, das sie hastig der Hand des Barons entnommen, der so gutmüthig auszusehen sich bemühte, als ihm dies nur irgend möglich war. Der anständig gekleidete Herr mit dem aschgrauen Barte konnte doch wahrlich nur in der besten Absicht kommen.

Das Mädchen führte den seltsamen Gast in ein ziemlich großes, elegant eingerichtetes Wohnzimmer, unter dessen Möbeln sich ein schöner Flügel bemerkbar machte. An den Wänden hingen große und kleine Porträts in schwarzen Rahmen. Wäre der Baron nicht überzeugt gewesen, daß er die junge Verkäuferin aus dem Juwelierladen vor

sich hatte, er würde nicht geglaubt haben, daß die Bewohner dieser Wohnung sich eines lieben Kleinodes entäußert hätten.

„Die Aufklärung, verehrtes Fräulein, ist bald erlangt," begann Waldmann in einem wahrhaft väterlichen Tone. „Ich befand mich in dem bewußten Juwelierladen, als Sie das kleine Geschäft abschlossen. Eduard Fuchs ist ein Geschäftsmann wie jeder Andere, er berechnet nur den positiven Gewinn . . . Erröthen Sie nicht, liebes Kind, wer das Leben kennt, wie ich es kenne, wundert sich nicht über Situationen, die den vorsichtigsten Menschen treffen können. Gewohnt, Alles zu beobachten, was in meiner Nähe vorgeht, errieth ich sofort, daß Sie sich mit Leid von dem Medaillon trennen . . . Ach, und es handelte sich um eine sehr geringfügige Summe. Ich schloß mit dem Juwelier rasch ein zweites Geschäft ab, folgte Ihnen, sah, daß Sie in eine Apotheke traten und bin nun hier, Ihnen zu sagen: Nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück. Es macht mir Freude, hier und dort kleine Dienste leisten zu können, die nicht an das Licht der Oeffentlichkeit zu kommen brauchen; Ihr Dank, wenn Sie ihn aussprächen, würde mich beschämen."

Dem schönen Kinde, es war wirklich schön, rannen die Thränen über die bleichen Wangen.

„Sie leisten uns wirklich einen großen Dienst!"

„Um so besser!"

„Da Sie mich in dem Juwelier-Laden beobachtet haben, will ich eingestehen, daß die Noth mich trieb, zu ver-

kaufen . . . Augenblickliche Verlegenheit, hervorgerufen durch unvorhergesehene Umstände . . .“

Der Baron unterbrach sie.

„Rechtfertigen Sie sich nicht, liebes Kind; ich erlaube mir nur eine Frage an Sie zu richten: Wird die kleine Summe ausreichen, Sie so lange als nöthig vor Verlegenheit zu schützen?“

Sie stammelte ganz leise: „Ich glaube wohl!“

Sie haben, wie ich leider vermuthen muß, einen Kranken zu verpflegen . . .“

„Den Vater!“

„O, wie beklage ich Sie!“

„Er muß schon seit einem Jahre das Bett hüten.“

Diese Mittheilung vermehrte das Interesse, das Waldmann an der Schönen nahm.

„Oh, oh,“ murmelte er theilnehmend, „wie traurig! Ich preise den Zufall, der mich gerade um die Stunde in den Laden führte, in der Sie ihn betreten mußten.“

„Ach, ich habe lange gegen die Ungunst des Schicksals gekämpft, habe auf eine günstige Umwandlung gehofft . . . Da trat jetzt die Nothwendigkeit ein, die kleinen Werthsachen zu veräußern . . . Ach, und ich muß dem Kranken verbergen, wie weit es mit uns gekommen ist.“

Sie brach in heftiges Schluchzen aus.

Der Baron ergriff sanft ihre Hand.

„Verzagen Sie nicht,“ bat er; „es gibt noch gute Menschen, die ganz im Stillen ihre Christenpflicht üben.“

„Ich habe es vermieden, mich zu decouvriren.“

„Man trägt das Ungemach, so lange es irgend möglich ist.“

„Nun ist meine Kraft erschöpft . . .“

„Fassen Sie Muth, liebes Kind!“

„Ich werde dem Vater sagen müssen, daß wir nicht länger in dieser Wohnung bleiben können . . .“

„Wer treibt Sie hinaus?“

„Der Besitzer des Hauses.“

„Und wer ist dieser?“

„Emmerich Büchlein . . .“

„Man muß ein ernstes Wort mit dem Manne reden.“

„Der fromme Mann hört lächelnd zu, empfiehlt uns der Gnade Gottes, zuckt mit den Achseln und verfährt rücksichtslos.“

„Ah, der Ehrenmann ist zum Ueberflusse fromm! Ich kenne diese Gattung Geschäftsleute, sie sind nur durch Geld zu bändigen.“

Der leise Ton einer Glocke ließ sich hören.

„Der kranke Vater ruft! Gestatten Sie mir, daß ich ihm Medizin reiche; ich werde sogleich wieder hier sein . . .“

Aengstlich eilte das Mädchen in das angrenzende Zimmer.

Der Baron nahm die Kerze und beleuchtete die Bilder an der Wand, um sich die Zeit zu vertreiben.

„Künstler und Künstlerinnen!“ murmelte er vor sich hin. Der Kranke ist entweder ein Kunstfreund oder wohl gar ein Künstler . . . Haydn, Beethoven, Mozart, Bach, Weber, Mendelssohn . . . die Heroen deutscher Tonkunst!“

Er trat zu der gegenüberliegenden Wand.

„Ah, eine Gruppe Künstlerinnen . . . Malibran, Henriette Sontag, Schröder-Devrient . . .“

Waldmann zuckte plötzlich zusammen. Mit starren Blicken betrachtete er das Portrait einer einfach gekleideten Dame, die ein Buch in der Hand hielt. Kurze Locken umspielten das feine, geistreiche Gesicht, das in schmerzlicher Wehmuth lächelte. Ihre überaus zarten Glieder waren in ein weißes Gewand gehüllt.

„Die Aehnlichkeit ist frappant!“ flüsterte der Alte. „Die Biegung der Nase, die fein geschweiften Lippen, die starken Brauen über den großen Augen, die eigens geformte Stirn und vor allem der schlanke Hals . . . Jemehr ich diese Züge betrachte, je reger wird die Erinnerung an meine einzige wahre Liebe . . . Ach, Cäcilie, es war eine schöne Zeit! Bah, Aehnlichkeit, nichts als Aehnlichkeit, das Original erreicht kein sterbliches Geschöpf!“

Er stellte die Kerze auf den Tisch zurück.

„Wie wunderbar!“ dachte er. „Muß gerade heute die Erinnerung an jene Zeit heraufbeschworen werden, in der ich sehr glücklich war, die, ich kann es wohl behaupten, den Anfang meines philosophischen Lebens bildete. Der erste Schmerz erfaßte mich und schleuderte mich auf die schlüpfrige Bahn, die ich bis heute nicht wieder verlassen konnte. Wohin wird sie mich noch führen? Ich werde bald mein Haupt zur Ruhe legen, denn ich fühle, daß der Abend meines Lebens naht.“

Waldmann ließ sich auf einem Stuhle nieder.

Tiefe Stille herrschte in dem Hause. Auch in der Straße regte sich kein Geräusch, da sie, abgelegen, wenig von Wagen befahren ward und am unteren Theile ein Garten sie abschloß. Die Uhr der nahen Pfarrkirche schlug sieben. Kaum war der letzte Schlag verklungen, als ein seltsamer Gesang sich hören ließ, ausgeführt von Männer- und Frauenstimmen. Die kleine Gemeinde, die das geistliche Lied exekutirte, mußte nebenan versammelt und nur durch eine Wand getrennt sein.

„Ah," dachte der Baron, „der fromme Emmerich Büchlein hält ohne Zweifel eine Andachtsübung ab ... Dort liegt seine Wohnung! Ein rührender Gesang, der mehr zum Lachen als zur Andacht reizt. Die Stimmen alter Weiber sind köstlich! Ich möchte diese ehrwürdige Versammlung sehen, um meine Menschenkenntniß zu vervollkommnen ... Und Emmerich Büchlein steht an der Spitze dieser Andächtigen ... das Schaf im Wolfskleide. Der Kerl ist entweder der größte Schurke oder einer der raffinirtesten Philosophen ... der Eine betrügt auf diese, der andere auf jene Weise; überall herrscht Egoismus."

Jetzt kam die junge Dame zurück. Der Baron deutete nach der Wand.

„Der Besitzer des Hauses hält Abendandacht", erklärte sie. „Wir haben diesen Genuß wöchentlich zweimal ... Herr Büchlein predigt auch und die Gläubigen hören ihm zu. Ich selbst habe die Versammlung besuchen müssen, um dem kranken Vater die Gunst des reichen Mannes zu erhalten. Jetzt, da wir absolut nicht zahlen können, ist ihm

mein Seelenheil, auf das er sonst so großen Werth legte, gleichgiltig geworden."

Der Baron erhob sich.

„Lassen wir den Gleißner, er mag sich, wenn er kann, mit seinem Gewissen abfinden. Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihre Bildersammlung zu mustern . . . Wer ist diese Dame?"

Er deutete mit der Hand auf das Bild, das seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Meine Mutter!" flüsterte bewegt das junge Mädchen. „Sie ruht schon längst im Grabe."

„Ich frage nicht aus Neugierde, sondern aus inniger Theilnahme: zu wem hat mich der glückliche Zufall heute geführt?"

„Mein Vater ist der Major von Selow und ich bin seine Tochter Cäcilie!"

Waldmann bemühte sich, eine Ueberraschung zu unterdrücken.

„Major von Selow?" wiederholte er.

„Ist Ihnen der Name bekannt?"

„Ich glaube ihn schon gehört zu haben."

„Vater mußte einer unglücklichen Affaire wegen den Dienst quittiren; wir haben bis jetzt von dem Reste unseres Vermögens gelebt . . ."

„Ein Major kann doch nicht ohne Pension entlassen werden . . ."

Cäcilie senkte die Augen, indem sie flüsterte:

„Die kleine Pension ist auf Jahre hinaus dem Herrn Büchlein verschrieben!“

„Ah, die alte Geschichte.“

„Vater ist zu gut und arglos, er hat nie seine Finanzen ordnen können. Eine Verlegenheit jagte die andere.“

„Ich kenne das.“

„Die lange Krankheit erhöhte das Traurige unserer Lage; ich selbst konnte nichts erwerben, da mich die Pflege des Vaters fesselte, der schwer darniederlag. Trotzdem beschäftigte ich mich mit Stickereien die Nächte hindurch ... der geringe Ertrag reichte aber nicht aus . . . die Pension fiel weg, da Herr Büchlein sie erhob . . . Die Medizin mußte beschafft werden, es fehlte auch an stärkender Kost für den Vater . . . Nachdem ich vergebens den frommen Hausbesitzer um fernere Hilfe angegangen, blieb mir nichts als das Medaillon zu veräußern, das einzige Erbstück von meiner seligen Mutter . . .“

In furchtbarer Seelenangst fügte Cäcilie hinzu.

„Büchlein kann uns jede Stunde auf die Straße setzen lassen, da wir ihm den Miethzins schulden. Nach dem Gesetze steht ihm auch das Recht zu, unsere Möbel zu behalten . . .“

Krampfhaftes Weinen unterbrach die Worte des jungen Mädchens.

Waldmann hatte die Spitzen seines Bartes gestrichen.

„Hm“, murmelte er, „ich kann mir den Verlauf der Dinge lebhaft denken!“

„Verzeihung, lieber Herr, daß ich mich so offen aus-

gesprochen habe; Ihre humane Intervention in der traurigen Angelegenheit ist so Vertrauen erweckend, daß es mir wohl that, meinem bekümmerten Herzen Luft zu machen. Noch kennt der Vater den ganzen Umfang unseres Elendes nicht, ich mußte ja jede Gemüthserregung von ihm fern halten, damit seine Rekonvalescenz nicht gestört werde . . ."

Der Baron hatte mit scharfen Blicken die Weinende betrachtet.

„Bleibt Ihnen denn gar keine Aussicht?" fragte er theilnehmend.

„Keine! Keine!"

„Das ist mehr als betrübend."

„Wir sind der Willkür dieses Büchlein preisgegeben, den wir dadurch kennen lernten, daß wir sein Haus bezogen. O, wäre dies nie geschehen! Wie eine Spinne hat er uns unmerklich mit seinen Fäden umsponnen; Anfangs erschien er als Retter in der Noth, zu jeder Hilfe bereit . . . er sprach davon, den Vater, der kein Geschäftsmann sei, flott zu machen . . . jetzt zittere ich, wenn ich seine Schritte höre."

„Wieviel schulden Sie dem frommen Wucherer?"

„An Miethzins einhundertfünfzig Thaler."

„Diese müssen freilich zunächst berichtigt werden, um den Kontrakt aufrecht zu erhalten. Der Winter ist vor der Thür, Ihr kranker Vater kann die Wohnung nicht wechseln . . . Gestatten Sie mir, daß ich auch diese Verlegenheit beseitige . . ."

„Gott im Himmel!“ flüsterte Cäcilie, indem sie die kleinen Hände faltete.

Waldmann hatte die Banknoten schon hervorgeholt.

„Nehmen Sie, Fräulein von Selow; ich freue mich, daß ich im Stande bin, Ihnen auch diesen Dienst zu leisten. Schütteln Sie den Frömmler ab und schaffen Sie dem kranken Vater Ruhe. Ein alter Offizier soll sich von einem gemeinen Wucherer nicht turbiren lassen.“

Das Geld lag auf dem Tische.

Die arme Cäcilie war keines Wortes mächtig; sie starrte bald den Retter, bald die Banknoten an, die ihr eine größere Hilfe gewährten, als Waldmann ahnen konnte.

„Ich entferne mich jetzt,“ fuhr der Baron fort, seinen Hut nehmend, „um Sie nicht länger der Pflege des Kranken zu entziehen; aber ich komme wieder, denn der mir als brav bekannte Offizier soll nicht darben und unter der Habsucht eines Schurken leiden . . . Danken Sie auch nicht, Fräulein von Selow, ich habe nur als Kavalier meine Pflicht gethan.“

Er schritt der Thür zu.

Cäcilie, die das Licht ergriffen hatte und ihn begleitete, fragte mit bebender Stimme:

„Den Namen des Wohlthäters, den ich in mein Gebet einzuschließen gedenke, darf ich doch wissen?“

Der Baron winkte abwehrend mit der Hand, öffnete die Saalthür und verschwand.

Cäcilie sah ihm lange nach. Dann kehrte sie in das

Zimmer zurück. Da lagen die Banknoten, eine zu hundert, eine zu fünfzig Thalern.

„Ist es denn möglich?“ schluchzte die junge Dame. „Fast möchte ich an eine Sinnestäuschung glauben . . . Da liegt die Summe, die ich für unerschwinglich gehalten, und das mir liebe Kleinod besitze ich ebenfalls noch . . .“

Sie drückte das Medaillon an die Lippen.

„Ach,“ flüsterte sie, „Gott weiß, wie schwer es mir geworden ist, das Trostlose unserer Lage zu schildern; aber ich konnte ja nicht anders, die äußerste Noth trieb mich, zu sprechen. Der alte ehrwürdige Herr ist gewiß ein gutmüthiger Sonderling, der unerkannt Wohlthaten erzeigt, um uns nicht zu demüthigen. Das nenne ich unverhofftes Glück. Gott segne den braven Mann! Da habe ich mich zur rechten Zeit entdeckt!“

Cäcilie verschloß das Geld in den Mahagoni-Sekretär. Das Medaillon befestigte sie an einem schwarzen Bändchen, nachdem sie es noch einmal an die Lippen gedrückt hatte, und hing das Bändchen um den Hals. Mit dem Lichte in der Hand betrat sie das Nebenzimmer, das ihr als Wohngemach diente. Da stand das Nähtischchen, an dem sie zu arbeiten pflegte. Wohlgepflegte Blumen schmückten die beiden dicht neben einander liegenden Fenster, deren weiße Rouleaux herabgelassen waren. Ein wollener Teppich bedeckte den Fußboden. Alles war einfach, aber geschmackvoll und bequem geordnet.

„Nun kann ich noch eine Zeit lang hier wohnen,“ flüsterte sie vor sich hin, „wenigstens so lange, als der

Vater krank ist. Das Geld für die gewöhnlichen Ausgaben will ich schon verdienen, ich werde nicht nur die langen Abende, sondern auch die Nächte hindurch arbeiten . . . Die Hauptsache ist, daß ich diesen Büchlein befriedigen kann . . . Später wird der liebe Gott weiter helfen."

Sie trat in die Kammer, deren Thür halb geöffnet war. Der Kranke schlummerte. Bei dem matten Scheine, der durch die Thür drang, ließ sich das graue Haupt und der weiße Schnurrbart des alten Kriegers erkennen. Seine hageren Hände lagen auf der weißen Decke, die Cäcilie leise bis an das Kinn des Schlafenden emporzog.

„Vater," dachte sie, „nun kann ich Dir die traurige Nachricht ersparen, brauche die Ruhe nicht zu stören, deren Du so dringend bedarfst; aber wenn Du Dich der wiedererlangten Gesundheit erfreust, werde ich Dir eine Schilderung von unserem frommen Hausbesitzer liefern. Der Schlaf wird Dich stärken . . . Ich bereite Dir indeß die Abendsuppe."

Sie zog sich geräuschlos zurück und lehnte die Thür an.

„Der ehrwürdige Fremde", flüsterte sie, „hat mir einen schweren Stein vom Herzen genommen! Jetzt erfreue ich mich dieser freundlichen Wohnung wieder, wir sind ja nicht mehr die Geduldeten, wir haben das Recht, hier zu wohnen."

Cäcilie holte eine schneeweiße Leinenschürze hervor, die sie anlegte. Das weiße Band derselben zeichnete ihre feine elastische Taille deutlicher ab. Die Tochter des Majors war trotz ihrer sehr einfachen Toilette eine echt aristokratische Erscheinung. Ihr schwarzes Haar glänzte

wie Ebenholz, ihr Teint schimmerte wie Elfenbein. Die Bläſſe des zarten Geſichts verlieh ihr einen unnennbaren Reiz, zumal als ſie vor den Spiegel trat und eine ſchlichte weiße Mütze auf das Haupt drückte. Nun war ſie zu der Küchenarbeit angekleidet. Die Kerze tragend, trat ſie auf den Vorſaal hinaus. Da hörte ſie, daß eine Hand ſich bemühte, die Glocke zu ziehen. Um dem Geräuſche zuvorzukommen, das den Schlaf des Vaters ſtören konnte, öffnete ſie raſch die Thür. Ein kleines hageres Männlein ſtand an der Schwelle, ſo freundlich grüßend, als ob es ein Almoſen zu erflehen gedachte.

„Sie, Herr Büchlein?“ fragte unangenehm überraſcht das junge Mädchen.

„Es iſt noch nicht ſo ſpät!“ antwortete eine feine heiſere Stimme.

„Mein kranker Vater ſchläft ſchon.“

„O, er mag in Gottes Namen ſchlafen . . .“

„Sie beſuchen uns wohl morgen Früh wieder, Herr Büchlein?“

Der kleine Mann trat auf den Vorſaal und ſchloß die Thür.

„Ich möchte mit Ihnen ſprechen, gnädiges Fräulein!“ wiſperte er.

Die Worte „gnädiges Fräulein“ ſchien er ironiſch zu betonen.

Cäcilie fragte erſchreckt:

„Mit mir will Herr Büchlein ſprechen?“

Der Hausbeſitzer lächelte.

„Ja, mit Ihnen! Weil ich es gut meine, komme ich diesen Abend noch. Ich werde mich auch nicht lange aufhalten, das kleine Geschäft soll bald abgethan sein.“

Cäcilie ließ den kleinen Mann in das Besuchszimmer treten.

Büchlein war völlig schwarz gekleidet; er trug sogar den schwarzen Frack noch, den er anzulegen pflegte, wenn er als Redner in den Betstunden auftrat. Die schwarze Atlasweste, die seine schmale Brust bedeckte, war bis an den Hals zugeknöpft. Das weiße Halstuch, das vorn unter dem Kinn einen dicken Knoten bildete, gab ihm das Ansehen eines unteren Kirchendieners. Büchlein lächelte ohne Unterlaß und dabei zog sich die gelbliche Haut in so viel Falten, daß sein Gesicht wie von einem feinen Netze bedeckt erschien. Seine stechenden dunkelbraunen Augen hatten nur wenig Wimpern noch; von Brauen war keine Spur vorhanden. Daß er eine Perrücke trug, ließ sich auf den ersten Blick erkennen.

Cäcilie, die sich frei bewegte, da sie die Strenge des frommen Männleins nicht mehr zu fürchten hatte, bot ihm einen Stuhl an; sie selbst blieb vor dem Sitzenden stehen, um das Gespräch nicht gar zu lang auszudehnen. Büchlein sah sie einige Augenblicke lächelnd an; es schien, als ob er Wohlgefallen an dem schönen Mädchen fände. Mit der Sanftmuth, die alle Frommen zur Schau tragen, begann er:

„Ihr Herr Vater ist also noch immer krank?“

„Leider muß er das Bett noch hüten; er ist heute nur eine Stunde in dem Zimmer gewesen.“

„Gott sei Dank, demnach hat sich die Genesung eingestellt. Krankheiten sind Prüfungen, die der Himmel über die Menschen verhängt. Sagen Sie doch Ihrem Herrn Vater, daß er bis morgen Mittag diese Wohnung räumen möge; er kann ja in einem Wagen fahren. Sie wissen doch, daß die Frist um ist, die das Gericht ihm gestellt hat.“

Cäcilie fragte erschreckt:

„Wollen Sie es denn wirklich bis zum Aeußersten treiben?“

„Ich bin ja nachsichtig genug gewesen und meinen Schaden können Sie doch nicht verlangen. Der Auszug wird Ihnen wenig Umstände machen, da ich das Retentionsrecht in Anwendung bringe, das heißt, ich behalte Alles zurück. Gehen Sie vorläufig in ein Gasthaus . . .“

„Herr Büchlein, Sie, ein frommer Mann, der Menschenliebe predigt, wollen einen Kranken auf die Straße treiben?“

„Es gibt viel gute Gasthäuser in unserer Stadt, die Tag und Nacht offen stehen.“

„Das Leben meines armen Vaters steht auf dem Spiele.“

Emmerich Büchlein faltete die Hände.

„Wenn es Gottes Wille ist,“ sagte er salbungsvoll, „daß der Herr Major ferner noch lebe, so wird er gesund werden, trotz des Ausziehens aus meinem Hause; hat

aber der Herr in seiner Weisheit den Tod des Kranken beschlossen, so wird er sterben, ob er hier oder dort wohne. Wider den Stachel läßt sich nicht löken, steht in der heiligen Schrift."

Cäcilie sah erstaunt den frommen Mann an.

„Nein, sind das Anschauungen!" rief sie aus.

„Ich habe es gut gemeint mit Ihnen, habe Sie auf den Weg zum Glücke führen wollen; Sie aber haben sich abgewendet, sind weiter gewandelt auf der breiten Straße, deren Endziel das Verderben ist."

„Oh, jetzt geht mir ein Licht auf!" rief das junge Mädchen.

„Das Licht der Erkenntniß?"

„Sie wollen es mich empfinden lassen, daß ich Ihre Betstunden nicht mehr besuche . . ."

„Ein Mensch, der nicht betet, gleicht dem verlorenen Schafe, das endlich in den Rachen des Wolfes stürzt. Ich habe es gut mit Ihnen gemeint, habe Sie zur ewigen Glückseligkeit vorbereiten wollen . . . Sie aber hörten auf die Stimme des Versuchers und erlagen den Lockungen der sündigen Welt, die täglich und stündlich ihre Opfer verschlingt. Was kann ich da noch thun? Ich überlasse Sie Ihrem Schicksale, das Sie selbst vorbereiten. Der Herr schlägt den mit Blindheit, den er verderben will. Suchen Sie sich also eine andere Wohnung, die Gerechtigkeit geht ihren Gang."

Der fromme Mann hatte sich erhoben.

„Herr Büchlein!"

„Was wünschen Sie noch?"

„Der Arzt gestattet es nicht, daß mein Vater das Zimmer verläßt."

„Bedauere, gnädiges Fräulein, die von Gott eingesetzte Obrigkeit wird thun, was ihres Amtes ist. Sie haben sich von mir, ich habe mich von Ihnen losgesagt... Diese Wohnung ist einer guten Dame bestimmt, die übermorgen schon Besitz davon zu nehmen gedenkt . . ."

„Wenn wir aber den schuldigen Miethzins bezahlen?"

Büchlein zuckte ungläubig mit den Achseln.

„Bezahlen, gnädiges Fräulein? Die Summe ist bedeutend . . . Man findet das Geld nicht auf der Straße."

„Aber wenn wir bezahlen . . ."

„Dann bleibt Ihnen die Wohnung noch für ein halbes Jahr. Doch daran ist nicht zu denken, alle Ihre Quellen sind versiegt . . . Ich habe meine Schuldigkeit gethan... Gute Nacht!"

Der kleine Mann wollte sich entfernen.

„Warten Sie, Herr Büchlein!"

Er wehrte mit der Hand ab, an der einige werthvolle Ringe glänzten.

„Mir bleibt nichts, als Sie dem Schutze des Herrn zn empfehlen."

„Schreiben Sie die Quittung."

Das Wort „Quittung" elektrisirte den Wucherer.

„Was soll ich schreiben?" wiederholte der Wucherer.

„Die Quittung über hundertundfünfzig Thaler."

Cäcilie hatte den Sekretär geöffnet.

„Hier ist Papier, Feder und Tinte; schreiben Sie!“

Der Wucherer lächelte, daß seine Augen nur noch zwei schwarzen Strichen glichen und die unzähligen Furchen seines braunen Antlitzes deutlich hervortraten.

„Armes Kind, woher wollten Sie wohl eine solche Summe nehmen!“

„Schreiben Sie die Quittung und ich werde zahlen, mehr, so hoffe ich, ist von unserer Seite nicht nöthig!“

Sie holte die Banknoten aus dem Kästchen des offenen Sekretärs.

„Hier, hier,“ rief sie triumphirend, „mein kranker Vater wird nicht auf die Straße wandern, der Himmel hat es anders beschlossen.“

Büchlein warf einen stechenden Blick auf die bunten Papiere, die das junge Mädchen in der Hand hielt.

„Hundert, fünfzig!“ flüsterte der Harpax.

„Schreiben Sie doch, Herr Büchlein.“

„Sind die Banknoten auch gut?“ fragte er bedächtig.

„Es sind Staatsnoten . . .“

„So werde ich schreiben.“

Der Wucherer setzte sich, nahm die Feder und schrieb. Cäcilie, die über seinen Rücken hinweggesehen, nahm das Blatt und legte dafür die Banknoten nieder.

„Gott sei Dank!“ rief sie aufathmend. „Ich muß doch wohl nicht so sündig sein, daß der Himmel seine Hand von mir abwendet! Sehen Sie, Herr Büchlein, wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten. Der liebe Gott muß doch Ihre Ansicht über mich nicht theilen . . .“

Er hatte die Papiere noch einmal geprüft.

„Gut, recht gut!“ wisperte er vor sich hin. „Ich freue mich Ihres kranken Vaters wegen der friedlichen Lösung; aber Sie, Fräulein Cäcilie, wie steht es mit Ihnen?“

„Mit mir?“

„Der Versucher rastet nie.“

„Mein Herr, was soll das heißen?“

„Die Tugend eines jungen Mädchens, vorzüglich wenn es schön ist, geräth in mancherlei Gefahr . . . Ich denke Tag und Nacht an Ihr Seelenheil, bete für Sie . . .“

Eine brennende Röthe zeigte sich auf Cäciliens Wangen.

„Ich bitte, verlassen Sie mich, Herr Büchlein!“ flüsterte sie betreten. „Trotz der Noth und Bedrängniß, die Sie über uns gebracht, haben wir nicht einen Augenblick den Weg des Rechtes verlassen. Diese Summe, die uns vor Ihren Verfolgungen sicherstellt, ist ehrlich erworben, es haftet keine Thräne daran, es folgen ihr auch keine Verwünschungen nach. Sprechen wir kein Wort mehr über diesen Punkt, es ist mehr als überflüssig. Mich aber lassen Sie den Weg wandeln, den ich einmal betreten habe, und machen Sie sich ferner keine Sorgen um meine Tugend, die ich zu bewahren wissen werde, auch wenn ich Ihre Betstunden nicht besuche.“

Sie nahm die Kerze, um anzudeuten, daß sie dem lästigen Gaste leuchten wollte.

Der fromme Mann fragte kaum hörbar:

„Sie weisen mir die Thür?“

„Nein; die Sorge für den kranken Vater ruft mich.“

Herr Büchlein ging. Cäcilie öffnete die Thür und schloß sie hinter ihm.

„Dem Himmel sei Dank,“ rief sie, „nun bin ich allein! Wäre dieser Mensch durch sein Geld nicht zu gefährlich, man könnte über ihn lachen. Herr Büchlein will mir den Weg zum Glücke zeigen . . . Ein Führer, wie er sich nicht besser wünschen läßt. Mag er allein den Weg wandeln, den er für den besten hält, ich werde dem Vater das Nachtessen bereiten.“

Sie eilte in die Küche. Schon nach einer halben Stunde hatte sie die Arbeit gethan. Ihr Gesichtchen glühte vor Freude, als sie die wohlschmeckende Suppe prüfte.

„Sie wird dem Vater schmecken!“ dachte sie . . . Leise schlich sie in das Arbeitsstübchen. Es war still wie zuvor.

„Cäcilie!“ rief stöhnend eine Stimme.

„Vater, rufst Du?“

„O, komme rasch zu mir!“

Die erschreckte Tochter nahm das Licht und stürzte in die Kammer.

„Was ist Dir, lieber Vater?“

Der Major saß aufrecht in seinem Bette.

„Ich habe Dich schon einigemal gerufen!“ stammelte er mit Anstrengung. „Freilich, meine Stimme ist schwach . . .“

„Die Bereitung Deiner Abendsuppe hielt mich fern . . . Vater, um Gotteswillen, was ist Dir?“

Mit Entsetzen sah sie das unheimlich glänzende Auge

des Vaters, der ängstlich die zitternden Hände nach ihr ausstreckte. Seine Züge waren leichenblaß und verzerrt.

„Der Schmerz in der Brust raubt mir den Athem!“ stöhnte er. „Ich mußte mich aufrichten . . .“

Cäcilie schob ihm die Kissen unter den Rücken.

„Ich will den Arzt rufen lassen!“

Er nickte beistimmend mit dem bebenden Haupte.

„Das ist ein gräßlicher Anfall! Vielleicht kann der Arzt Linderung schaffen . . . Oh, oh, ich ertrage es kaum noch!“

Die Tochter war schon fort. Sie lief zu einer armen Frau, die im Hofe wohnte und dann und wann Botendienste versah; diese mußte den Arzt holen. Schon nach fünf Minuten saß Cäcilie wieder am Bette des Vaters. Auf alle Fragen, die sie an ihn richtete, erhielt sie keine Antwort. Das spärliche Haupthaar des Kranken und der große weiße Schnurrbart waren feucht vom Schweiß. Man brauchte kein Arzt zu sein, um zu erkennen, daß der Patient in großer Gefahr schwebte. Er verlangte Wasser . . . Cäcilie mußte ihm das Glas zum Munde führen, seine Hände waren zu schwach es zu halten. Mühsam brachte er die Worte über die zuckenden Lippen: „Ich werde wohl sterben müssen, mein armes Kind!“

„Nein, Vater, nein, der Anfall wird vorübergehen!“

Sie warf sich laut schluchzend über ihn und küßte ihm die welken Wangen. Er sank ächzend in die Kissen zurück. Traurig und ängstlich zugleich sah er die Tochter

an, die still weinend am Bette saß. Der alte Soldat schien die Nähe des Todes zu fühlen.

„Mein Kind!“ begann er nach einer schmerzlichen Pause, „sollten meine Stunden gezählt sein, was ich glaube, so wirst Du, wenn ich die Augen für ewig geschlossen habe, mein Taschenbuch öffnen, das im linken Fache des Schreibtisches liegt. Die Notizen darin habe ich für Dich gemacht . . . Du solltest sie nur dann erst erfahren, wenn ich nicht mehr bin. Dadurch bin ich der mündlichen Mittheilungen überhoben . . . Den Grund, der mich dies wünschen läßt, wirst Du aus jenen Aufzeichnungen erkennen, sie sind mein Testament.“

Die rasch zunehmende Schwäche hinderte ihn weiter zu sprechen.

„Oh, daß dieser Tag so schließen mußte!“ jammerte das junge Mädchen.

„Verzage nicht,“ tröstete der Vater, „Dein Geschick kann sich noch gut gestalten! Verzeihe mir, daß ich nicht mehr für Dich thun konnte . . . Ich bin nie vom Glücke begünstigt gewesen, mein ganzes Leben ist eine Kette von Widerwärtigkeiten, die nur der Tod zerreißen wird.“

„Vater, Deine Worte zerreißen mir das Herz!“

„Fasse Dich, ich theile das Loos aller Sterblichen . . .“

„Du wirst noch leben, lieber Vater!“

„Ich fühle, wie es mit mir steht, mache Dich auf das Schlimmste gefaßt. Warum wollen wir uns Illusionen hingeben? Daß mich der Tod einmal überrascht, habe ich vorhergesehen . . . Du aber solltest darunter nicht

leiden . . . Dort steht niedergeschrieben, was Du wissen mußt . . . O, wie leicht würde ich sterben, wenn ich Deine Zukunft ganz gesichert wüßte. Ich werde bald mein liebes Weib wiedersehen, meine herzensgute Cäcilie!“

Der Kranke schwieg wieder, nachdem er diese Worte mit großer Anstrengung gesprochen hatte. Cäcilie trocknete ihm liebevoll die stark mit Schweiß bedeckte Stirn. Sie wagte es nicht, ihn anzureden, da er zu ruhen schien. So verfloß eine halbe Stunde. Endlich kam der Arzt.

„Herr Doktor,“ schluchzte Cäcilie ihm entgegen, „helfen, retten Sie!“

Der Arzt beschäftigte sich mit dem Kranken, der in einem unruhigen Halbschlummer lag. Dann ließ er sich den Eintritt dieses Zustandes schildern. Er verschrieb eine neue Medizin und verordnete Umschläge auf die Brust. Cäcilie besorgte Alles in fieberhafter Hast. Die Wärterin eilte zur Apotheke. In dem Wohnzimmer sagte der Arzt:

„Ich halte es für Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß der Herr Major diesen neuen Anfall nicht übersteht; sind noch Anordnungen zu treffen, so säumen Sie nicht, die Agonie kann mit jedem Augenblicke eintreten. Meine Befürchtungen sind leider wahr geworden . . . Gönnen wir dem Leidenden die Ruhe, menschliche Hilfe ist zu schwach . . .“

Cäcilie brach in lautes Weinen aus.

„Morgen Früh werde ich sehr zeitig hier sein.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Aeskulap.

Die trostlose Tochter kehrte zu dem kranken Vater zurück, der zu schlummern schien; er regte sich nicht, aber

das dumpfe Röcheln in seiner Brust bekundete das Gefährliche des Leidens. Von Zeit zu Zeit zuckte er heftig zusammen, als ob ein Krampf den ganzen Körper schüttelte. Cäcilie ergriff die Hand des Leidenden; sie glühte in Fieberhitze.

„Vater,“ flüsterte sie, „wie fühlst Du Dich?“

Er antwortete nicht.

„Ich will ihn schlafen lassen! Vielleicht bringt die Nachtruhe ihm Stärkung.“

Sie holte ihre Stickerei und begann zu arbeiten. Mehr als eine Thräne fiel auf die Seide, die sich unter ihren kunstfertigen Händen zu reizenden Blumen gestaltete. Dabei lauschte sie auf das Athmen des Kranken, den sie durch einen Schirm vor dem Einflusse des Lichtes geschützt hatte. Jedes Geräusch, auch das leiseste, schreckte sie empor; dann eilte sie zu dem Bette, neigte sich zu dem Kranken und ließ seinen Athem ihre Wangen berühren. Cäcilie hatte zwar schon mehr als einmal Besorgnisse um den Vater gehegt, aber stets hatte der Arzt Hoffnung gegeben . . . heute stand es anders: menschliche Hilfe sollte vergebens sein. Die gute Tochter konnte diesen Gedanken kaum fassen. Das Zusammenleben Beider war ein so inniges, auf die zärtlichste Neigung gegründetes gewesen, daß der Tod wie eine furchtbare Schreckgestalt erscheinen mußte. Cäcilie, die Herr Büchlein für gottlos hielt, wappnete sich mit Gottvertrauen und betete inbrünstig zu dem Herrn aller Wesen, daß er die Tage des geliebten Vaters verlängern möge. Der Arzt, wähnte sie, sei nicht all-

wissend, er könne die Krankheit für gefährlicher halten, als sie wirklich sei.

Nach zwei Stunden erwachte der Kranke. Mit matter Stimme rief er den Namen der Tochter.

„Da bin ich, lieber Vater!"

Sie stand schon am Bette und hielt seine Hand in der ihrigen.

„Hat der Arzt neue Medizin verschrieben?"

„Ja!"

„Reiche mir davon."

Es geschah. Cäcilie bemerkte es wohl, wie kraftlos der Kranke in der kurzen Zeit geworden; der Schlaf mußte ihn nicht gestärkt haben.

„Ich hatte Dir eine gute Abendsuppe bereitet," flüsterte sie, „nun kannst Du sie nicht genießen."

„Mein armes, armes Kind!"

„Warum beklagst Du mich, Vater?"

„Weil ich Dir eine Last bin."

„O, verbanne diesen häßlichen Gedanken, denn Dich zu pflegen ist eine so süße Pflicht, daß die Ausübung derselben mich mit hoher Genugthuung erfüllt."

„Deine Jugend, mein Kind, verfließt traurig; andere Mädchen Deines Standes und Deines Alters freuen sich des Lebens ... Du aber mußt unter Zagen und Bangen die Krankenwärterin spielen ..."

Sie drückte ihre Lippen auf seine Hand.

„Vater, wie oft soll ich versichern, daß ich glänzende Vergnügungen nicht liebe. Wenn ich mich am Flügel er-

holen, die Kompositionen unserer Meister spielen kann, habe ich keinen Wunsch mehr. Und wer vermittelte mir den hohen Genuß, den die Musik gewährt?"

„Deine selige Mutter."

„Ja, sie legte den Grund dazu; Du aber ließest mich ausbilden ... Aber wie Du Dich erregst, Deine Hand zittert so heftig, obgleich sie heiß ist ... Ich werde rasch den Arzt holen lassen."

„Nein, nein!" stöhnte der Kranke.

„Vater, ich darf nichts versäumen ..."

Sie wollte sich losreißen.

„Bleibe hier, mein Kind!" rief er dringend. „Du könntest zu spät zurückkommen ... O, der Schmerz in meiner Brust! Cäcilie, höre mich an ... gehe nicht von mir, höre meine Worte ... ich muß zu Dir sprechen ..."

„Strenge Dich nicht an, lieber Vater!" bat die weinende Tochter. „Ich höre ja Alles."

„Wo ist das Medaillon Deiner Mutter?"

„Hier, hier!"

Sie nahm es rasch vom Halse und hielt es dem Vater hin, der es zitternd ergriff und an die Lippen drückte.

„Halte es hoch in Ehren!" stammelte er. „Es ist eine Reliquie für Dich und mich ... Auf meiner Brust soll es ruhen, so lange ich noch athme ... Nimm es zurück, wenn der Tod meine Glieder erstarrt hat ... Trage es immer, immer ... Sein Werth ist unendlich ... Du bist arm, ich hinterlasse Dir nichts als meinen Degen, den ich stets mit Ehren getragen habe ... Das Medaillon

kann Dir noch Glück bringen, bewahre es, lege es nie ab, was auch kommen möge . . .“

„Das verspreche ich Dir, Vater!“

„Laß es Dir weder durch List noch Gewalt nehmen . . . Du bedarfst des Kleinodes, glaube mir, Du bedarfst seiner...“

Er drückte es krampfhaft mit beiden Händen. Die Worte, die er immer schwächer murmelte, wurden unverständlich und sein Haupt sank in das Kissen zurück. Cäcilie stieß einen lauten Schrei aus, sie wähnte, der Vater sei todt. Verzweifelnd warf sie sich über ihn. Nun wollte sie fort, um Hilfe zu rufen; aber sie wagte es nicht, den Kranken allein zu lassen. Rathlos stand sie neben dem Bette. Bald regte sich der Kranke wieder . . .

„Vater,“ fragte sie flüsternd, „hast Du Dich erholt?“

Der alte Herr sagte mit großer Anstrengung:

„Ich muß Dich verlassen, mein Kind, früher, als ich es gedacht; o es ist noch zu früh! Ich hatte noch viel zu thun mir vorgenommen . . . Du magst es vollbringen, fasse nur Muth . . . die Waise steht unter Gottes Schutze . . . Ich segne Dich, mein liebes Kind, der Segen des sterbenden Vaters ist heilig ... Dort, mein Taschenbuch ...“

„Soll ich es Dir bringen?“

„Nein, es enthält mein Testament; thue Alles, was ich Dir darin vorgeschrieben . . . Unterlasse nichts, folge blindlings zu Deinem eigenen Heile . . . Laß' mich noch leben, mein Gott, nur kurze Zeit noch . . . Es ist so schwer, sich von seinem einzigen Kinde zu trennen ... Sei glücklich, Cäcilie; mein Geist wird Dich schützend umschweben, er ist

unsterblich . . . Mein Gott, mein Heiland . . . Tochter, bete für mich zu dem allmächtigen Schöpfer, der meine Seele zu sich ruft . . . Bleibe, Cäcilie, bleibe, drücke mir die Augen zu . . . von der Hand der Tochter will ich . . . Niemand nahe sich mir, nur Cäcilie mag sehen, wie der Todesengel mich berührt . . . O, die Wogen steigen immer höher, sie brechen über das Ufer, das verschwindet mit seinen grünen Gesträuchen . . . Die Fluthen wälzen sich über das ganze Land und der Donner mischt sich in das Tosen, das furchtbare Wort Gottes! Ich zittere nicht, mein Gewissen ist rein von Schuld, ich kann getrost vor den ewigen Richter treten . . . Birkau, aber Du mußt zittern . . ." Er schauderte heftig zusammen. Wie gelähmt lag er da, seine verglas'ten Augen starrten zu der Decke empor.

„Vater!" schrie die Tochter auf.

Aber der alte Offizier hörte nicht mehr, er war eingegangen zu seinen Vätern.

Cäcilie berührte seine Stirn.

„Eiskalt!" flüsterte sie schaudernd.

Halb ohnmächtig sank sie zu Boden.

Es war still in dem Zimmer, still wie in einer Grabhalle.

Die Uhr der benachbarten Kirche schlug zwei.

Mühsam richtete sich Cäcilie empor.

„Ich hatte wohl einen wüsten Traum?" fragte sie sich.

Ihr Blick fiel auf das Bett.

„Großer Gott, es ist doch Wirklichkeit!"

Laut schluchzend warf sie sich über die Leiche. Sie küßte die Stirn, die Wangen und den Mund des Vaters, als ob

sie ihn dadurch in das Leben zurückrufen könnte. Es war leider vergebens, die arme Tochter mußte sich mit der furchtbaren Wirklichkeit vertraut machen und das Haupt dem Schlage beugen, den die Hand des Schicksals auf sie geführt. Wohl war der Schlag ein harter, denn Cäcilie stand allein in der Welt. Weinend ließ sie sich auf dem Sopha nieder und beobachtete den Todten, wähnend, er könne wieder erwachen. Von Zeit zu Zeit beleuchtete sie das Bett, die starren Züge zeigten immer mehr, daß der letzte Lebensfunke erloschen war.

Cäcilie faltete die kleinen Hände und blickte zum Himmel empor.

„Du hast es gefügt, Herr, mein Gott," flüsterte sie, „ich neige mich in Demuth Deinem heiligen Willen! Der Du für alle Deine Geschöpfe sorgst, Du wirst auch für mich, die Waise, sorgen. Nimm meinen guten Vater gnädig auf in Dein ewiges Reich! Ach, er hat die Ruhe verdient, die seiner jetzt harrt; das Leben hat ihm der Leiden viele und schwere geboten. Vater, ich werde Deiner würdig bleiben, und wenn das Elend noch so groß über mich hereinbricht."

Nach und nach kehrte Ruhe in das zerrissene Gemüth des verwaisten Mädchens zurück. Cäcilie nahm das Medaillon, küßte es und verbarg es auf ihrem Busen.

„Du sollst mein Talismann sein!" flüsterte sie bewegt. „Der Weisung des Vaters folgend, werde ich Dich stets heilig halten und keine Macht dieser Erde soll Dich mir entreißen. O, wie danke ich dem Fremden, der Dich mir

zurückgebracht . . . Ich habe mich seiner entäußern wollen, weil der kranke Vater Mangel litt, nicht aus sträflichem Leichtsinn. O, Mutter, Vater, sendet Euern Segen auf die arme Tochter!"

Jetzt öffnete sie den Sekretär und holte das schwarze Taschenbuch hervor, das der Vater ihr als Vermächtniß bezeichnet hatte.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" rief sie erschüttert.

Sie legte das Buch an seinen Platz zurück. Die Untersuchung desselben jetzt schon erschien ihr wie eine Profanation des Andenkens an den Verstorbenen. Still ergeben ließ sie sich nieder und hielt die Wacht bei dem Todten. Aber auch die Natur verlangte ihre Rechte; Cäcilie versank in einen unruhigen Schlummer, aus dem sie erwachte, als die Morgendämmerung durch das Fenster drang. Jetzt zeigte sich die Wirklichkeit mit allen ihren Schrecken. Laut aufschreiend stürzte sie noch einmal über das Bett und küßte das bleiche Antlitz des Vaters.

„Todt! todt!" rief sie aus. „O, furchtbares, schreckenerregendes Wort . . . Daß ich Dich aussprechen muß!"

Auch diese neue Erregung ging vorüber.

Der Morgen rückte immer weiter vor und in der Straße regte sich das geschäftige Treiben des Tages. Die Sonne ging herrlich klar auf, sie warf helles Licht in die Kammer des Todes. Cäcilie schloß die Vorhänge. Nun drängte sich ihr der Gedanke auf: was ist zunächst zu thun? Sie fühlte, daß sie energisch handeln müsse, da sie auf sich allein angewiesen war. Wenn jetzt der wohlwollende Fremde

noch einmal gekommen wäre! Die Glocke ward angezogen. Wenn er es wäre . . . Cäcilie eilte hinaus und öffnete die Thür. Der Arzt kam.

„Ich errathe schon," murmelte er, „was geschehen ist."

Cäcilie führte den Arzt an das Bett.

„Meine Befürchtung hat sich erfüllt!" sagte er theilnehmend.

Nachdem er sich vergewissert, daß der Tod eingetreten, schrieb er das Attest, das zur Beerdigung der Leiche erforderlich. Der brave Mann ließ es auch an Trostesworten nicht fehlen, die wir übergehen, da sie so gewöhnlicher Art waren, daß sie einer Erwähnung nicht werth. Der Aeskulap hatte sich entfernt, ohne daß Cäcilie, die wie im Traume sich bewegte, es gewahrt hatte.

Nach kurzer Zeit ward wiederum die Glocke gezogen.

Diesmal erschien Herr Büchlein, der Hauswirth. Bestürzt fragte er.

„Ist es wahr, was der Doktor mir berichtet hat?"

„Leider ist es wahr!"

„Ich muß den Todten sehen."

Die Tochter deutete auf das Nebengemach.

„Dort liegt mein guter Vater!"

Emmerich Büchlein war schon eingetreten.

„Wahrlich!" murmelte er. „Ich bin betrogen, schändlich betrogen!"

„Wer hat Sie betrogen?" fragte Cäcilie.

„Der dort, der Herr Major, der Mann von Ehre!"

Das Gesicht des frommen Mannes verzerrte sich fast.

Sein stechender Blick ruhte bald auf der Leiche, bald auf dem jungen Mädchen, das, von Schmerz überwältigt, an einem Möbel lehnte.

„Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie in einem Sterbegemache sind.“

„Ich vergesse nichts, gar nichts!“

Der Frömmler schleuderte furchtbare Blicke auf den Todten, dessen bleiches Gesicht Ruhe und Frieden verrieth.

„Wissen Sie,“ fragte er nach kurzer Pause, „um was es sich handelt?“

„Nein, Herr Büchlein.“

„O, meine Gutmüthigkeit, meine Gutmüthigkeit!“ rief Büchlein, sich mit der flachen Hand an die Stirn schlagend.

Cäcilie richtete sich stolz empor.

„Ich werde diese Wohnung nicht verlassen, ohne Ihnen den Zins für das nächste halbe Jahr zu zahlen. Auch sind Sie gedeckt durch unsere Möbel. Nehmen Sie die Versicherung, daß ich zahlen werde, sobald die Zeit um ist...“

„Ihr Vater hat mir auf drei Jahre seine Pension verschrieben, ich habe ihm darauf eine erkleckliche Summe gezahlt... Für zwei Jahre steht mir noch das Erhebungsrecht zu... Jetzt fällt die Pension weg... Und ich habe das Nachsehen. O, es ist schmählich! Ich verliere achthundert Thaler!“

Die Waise erschrack.

„Mein Herr, der Vater trägt doch wahrlich nicht die Schuld...“

„Wer sonst?“

„Rechten Sie mit dem Schicksale.“

„Er hat mir seine Krankheit verschwiegen.“

„Mein Vater war stets ein Ehrenmann.“

„Aber er geht mit einem Betruge aus der Welt!“ kreischte Büchlein. „Wer entschädigt mich?“

Cäcilie, in tiefster Seele verletzt, antwortete ruhig und würdevoll:

„Ich bitte Sie, lieber Herr, die Verhandlungen über diesen Punkt aufzuschieben und sowohl die Heiligkeit der Leiche als auch meinen Schmerz zu respektiren, wie es Pflicht eines guten Christen ist. Was ich vermag, soll geschehen, um Sie vor Nachtheil zu bewahren, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“

„Sie, Sie wollen mich bewahren?“ fragte Büchlein spitz. „Wie sollte dies wohl möglich sein?“

„Schieben wir die Verhandlungen auf, ich bedarf der Ruhe und Sammlung . . .“

Büchlein hatte sich auf den Stuhl gesetzt, der neben dem Bette stand.

„Ich weiche nicht, erklärte er, „ich muß wissen, woran ich bin. Wenn der todte Major, den ich für einen Ehrenmann gehalten, begraben ist, habe ich das Nachsehen. Sie sind wirklich schlau, Fräulein von Selow, aber ich lasse mich nicht bethören, ich will das Meinige retten.“

Die Thränen des armen Mädchens rührten den Wucherer nicht, der die Arme unter einander geschlagen hatte und wartete.

„Was fordern Sie denn?“ fragte Cäcilie.

„Das Einfachste von der Welt.“

„Was kann denn zu Ihrer Sicherstellung jetzt geschehen?“

„Um dies zu erfahren, liefern Sie mir alle Papiere des Verstorbenen aus.“

Die arme Tochter erschrack.

„Nie, nie!“ rief sie energisch.

Büchlein's dunkle Augen sprühten Feuer.

„Sie wollen nicht?“

„Ich werde unsere Familiengeheimnisse nie preisgeben!“

Cäcilie wandte sich ab. Sie zog den Schlüssel aus dem Schreibtische.

„Ah, auch Sie wollen mich betrügen“, zischte der kleine Mann.

„Noch kenne ich selbst die Hinterlassenschaft meines Vaters nicht, aber die Versicherung kann ich Ihnen ertheilen, daß Werthsachen nicht vorhanden sind. Sollte ich aber dennoch solche finden, so werde ich es für eine Pflicht der Ehre halten, Sie zu befriedigen. Mit dieser Versicherung, mein Herr, begnügen Sie sich vor der Hand . . .“

Das malitiöseste Lächeln, das sich denken läßt, verzerrte das kleine Gesicht des frommen Mannes.

„Sie kennen die Hinterlassenschaft nicht?“ wisperte er.

„Nein, nein!“

„Auch die Papiere sind Ihnen fremd?“

„Ich habe sie noch nicht angesehen.“

„Und Ihr Vater, der doch seinen Tod voraussah, hat Ihnen keinerlei Mittheilungen gemacht?“

„Nein, Nein!“

„Auch ein Testament ist nicht vorhanden?“

„Ich weiß es nicht.“

Büchlein hatte sich erhoben. Im Tone des Inquisitors fragte er:

„Warum haben Sie den Schlüssel abgezogen?“

Cäcilie antwortete nicht, sie wandte dem Lästigen den Rücken zu.

„Ah,“ murmelte der kleine Mann, „jetzt weiß ich, mit wem ich es zu thun habe! Ich bin in der guten Absicht gekommen, Ihre Angelegenheiten ordnen zu helfen, Ihnen mit Rath und That beizustehen; Sie zeigen sich böswillig . . . Gut, ich werde mich danach richten und Maßregeln ergreifen, die Ihnen das Blut zu Kopfe treiben. Gestern Abend hatten Sie Geld . . . Sie werden auch heute noch so viel haben, um meine gerechte Forderung zu decken.“

„Oh, diese gräßliche Pein!“ schluchzte Cäcilie. „Wenn Sie ein Christ sind, wenn Sie ein menschliches Herz in der Brust tragen, entweihen Sie die Leiche meines Vaters nicht, des Officiers, der seine Ehre stets heilig gehalten.“

Büchlein lächelte bitter.

„Ich begehe keine Profanation!“

„Folgen Sie mir in das Empfangszimmer.“

Er deutete auf den Schreibtisch.

„Dort befinden sich die Papiere, mein gnädiges Fräulein!“

„Nur Familien-Papiere.“

„Sie wollen mich in einer Schlinge fangen; aber ich bin zu klug! Jenen Schreibtisch belege ich mit Beschlag, denn ich bin der Hauswirth, ich habe Forderungen, die allen anderen vorangehen.“

Cäcilie breitete ein weißes Tuch über die Leiche.

„Armer Vater,“ rief sie, „ich bin zu schwach, Dich zu schützen! Verzeihe dem Manne, der kein Gefühl für das Heilige hat!“

Büchlein ließ sich nicht abweisen; er folgte dem jungen Mädchen in das Wohnzimmer, wohin es vorangegangen war.

„Ich bedauere, daß ich zu ernsten Maßregeln greifen muß,“ fuhr er fort. „Sie werden meine Wohnung verlassen, ohne ein Stück Möbel mit sich zu nehmen; es bleibt Alles zurück, wie es liegt und steht. Ich werde eine Wache aufstellen, die jeden Versuch, mich zu bevortheilen, verhindern soll. Beschuldigen Sie mich nicht der Rücksichtslosigkeit; Sie selbst haben mein Benehmen hervorgerufen. Wie friedlich hätten wir die Dinge arrangiren können ... Sie aber wollen den Krieg ... Beklagen Sie sich nicht, ich bleibe felsenfest. Sie stehen nun allein in der Welt; an mir hätten Sie einen Schützer, einen Erhalter finden können ...“

An der Thür wandte er sich noch einmal zurück.

„Vielleicht,“ flüsterte er, „hat der erste Schmerz Sie befangen gemacht. Denken Sie nach, wenn Sie ruhiger geworden, ich bin geneigt, Ihnen bis morgen Gehör zu schenken. Noch hängt es von Ihnen ab, in dieser Wohnung zu bleiben und sich vor Mangel zu schützen ... Sie werden

mich wohl verstehen, Fräulein von Selow ... Sobald Sie es wünschen, werde ich mich näher erklären."

Emmerich Büchlein hatte sich entfernt.

Cäcilie beeilte sich, die Thür hinter ihm zu schließen.

„O Gott," rief sie aus, als sie allein war, „dieser Mann betet und singt täglich wie ein Heiliger, und doch verfährt er gewissenlos, wenn es sich um Geld handelt. Ehe ich ihn um Hilfe angehe, mag Alles zurückbleiben; ich will dem Heuchler nichts zu danken haben. Was mag ihn veranlassen, die Papiere sehen zu wollen? Warum will er sich dem Ordnen meiner Angelegenheiten unterziehen? Doch nur, um zu gewinnen. Du lieber Himmel, wir sind arm, bei uns findet sich weder Geld noch Gut."

Der Besuch des Wucherers mahnte Cäcilien daran, daß die reale Welt auch ihre Rechte verlange und daß sie daran denken müsse, die Einleitungen zu dem Begräbnisse zu treffen. Das erste Erforderniß dazu war „das Geld". Geld und immer Geld. Des Menschen Eintritt in die Welt muß bezahlt werden, wie sein Scheiden. Cäcilie überschlug ihre Kasse; sie bestand aus den wenigen Silberstücken, die sie von dem Juwelier erhalten hatte. Diese reichten nicht aus, um einen anständigen Sarg zu kaufen; und doch gab es der Kosten noch mehr, die baar bestritten werden mußten. Zu dem Schmerze gesellte sich nun die Sorge um die Beschaffung der nöthigen Geldmittel. Die Nothlage des verwaisten Mädchens war eine äußerst schwierige. Soviel Cäcilie auch nachsann, sie erinnerte sich keiner Person, von der sie Hilfe hoffen durfte. Ihre Bekanntschaft umfaßte nur einen sehr

kleinen Kreis, da sie wenig Umgang gepflogen in den vier Jahren, die sie mit dem Vater in der Stadt gelebt hatte. Vielleicht fand sich in dem Taschenbuche eine Andeutung, die sie benützen konnte. Widerstrebte es auch ihrem Gefühle, jetzt schon die Papiere des kaum verblichenen Vaters zu prüfen, so gab sie doch dem Drucke der Verhältnisse nach; sie holte das Taschenbuch, ließ sich an ihrem Arbeitstischchen nieder und öffnete die kleine schwarze Mappe, die ein Gummibändchen zusammenhielt. Das erste, was sie erblickte, war eine Hundertthaler-Banknote. Mit einem schmerzlichen Gefühle legte sie das Blatt bei Seite. Dann las sie:

„Die Krankheit, die mich ergriffen, ist der Art, daß sie täglich, ja stündlich meinen Tod herbeiführen kann. Ich will Dich, mein liebes Kind, nicht betrüben, indem ich Dir von diesem traurigen Umstande Kunde gebe, denn wenn es Gott gefällt, mich am Leben zu lassen, so ist die Aussage des Arztes nichtig; aber ich will doch auf den äußersten Fall Bedacht nehmen und, soviel in meinen Kräften steht, dafür sorgen, daß Deine Verlegenheit nicht zu groß werde. Mein ganzer Reichthum besteht in der beiliegenden Banknote, die ich sorgfältig aufbewahrt habe. Verwende einen kleinen Theil davon zu meinem Begräbnisse, das so einfach als nur immer möglich ausgeführt werde. Mein Hinscheiden soll durch pomphafte Ankündigungen nicht unter die Leute kommen; wer sich im Leben nicht um mich gekümmert hat, wird sich wenig um meinen Tod kümmern. Nur Einem, so wünsche ich, mögest Du persönlich Meldung machen und ihn einladen, daß er mich

zur letzten Ruhestätte begleite. Es ist dies der Lieutenant von Pilgram, der in der R—straße 3 wohnt. Der brave Kamerad wird Dich unterstützen in dem schweren Werke, das Du, mein liebes Kind, vollbringen mußt. Nimm Dir mein Hinscheiden nicht allzusehr zu Herzen, denn der Tod bringt mir Erlösung von körperlichen und geistigen Leiden, die, ich will es Dir jetzt gestehen, mir unerträglich zu werden beginnen. O, wüßte ich Dich in guten Verhältnissen, könnte ich Dir nur ein kleines Vermögen hinterlassen, ich würde Dich längst von der Last, die meine Verpflegung Dir bereitet, befreit haben.

Thränen entstürzten ihren Augen, sie mußte das Buch sinken lassen.

„Vater, guter Vater,“ rief sie schluchzend, „wie gerne hätte ich Dich ferner noch gepflegt, wenn es mir vergönnt gewesen wäre! Ach, hätte ich mehr für Dich thun können, um Dein Leiden zu lindern!“

Sie weinte heiße Thränen in das weiße Tuch, mit dem sie krampfhaft schluchzend das Gesichtchen bedeckte. Bald faßte sie sich wieder und las weiter:

„Habe Dank, mein herzliebes Kind, für Deine Sorgfalt, für Deine Aufopferung, die Du mir hast angedeihen lassen. Ich sterbe mit voller Ergebung in mein Schicksal, das eben nicht vom Glücke begünstigt gewesen ist; ja, ich sehe dem Tode um so ruhiger entgegen, als Dir vielleicht noch ein Vortheil erwachsen kann. Beiliegendes Testament, ich will es so nennen, habe ich versiegelt, daß Du es erst einen Monat nach meinem Tode eröffnest. Lebe wohl,

engelgute Cäcilie, und sei gewiß, daß des Vaters Segen Dich durch das Leben begleitet. Karl von Selow."

Tief erschüttert, verbarg Cäcilie das Buch.

Nachdem sie noch einmal den Vater betrachtet hatte, machte sie flüchtig Toilette, bei der sie sich der dunkeln Farben so viel als möglich bediente, um ihre Trauer an den Tag zu legen. Den Lieutenant von Pilgram hatte sie nur einigemal gesehen, da der Vater nicht im engeren Verkehre mit ihm gestanden, den er als einen braven Mann, aber auch als einen Sonderling erster Klasse bezeichnete. Einer Hilfe bedurfte sie bei den Obliegenheiten, die sie noch zu erfüllen hatte; sie beschloß, den Lieutenant aufzusuchen, der ihr auch wirksamen Schutz gegen den frommen Büchlein gewähren konnte. Das Taschenbuch nahm sie mit sich, es war ihr ein zu kostbares Kleinod, als daß sie es einem Möbel anvertrauen konnte, das sich leicht öffnen ließ. Vorsichtig verschloß sie alle Thüren.

Gegen zehn Uhr hatte sie die R—straße erreicht, die in der äußersten Vorstadt lag. Das mit Nummer 3 bezeichnete Haus war zwar anständig, aber es verrieth doch, daß nur arme Menschen darin wohnten. Cäcilie fragte einen Knaben, der vor der Thür im Sonnenscheine spielte, nach dem Lieutenant von Pilgram.

„Der wohnt hier!" antwortete unbefangen das Kind.

„In welchem Stockwerke?"

„Ganz oben auf dem Dache!" war die Antwort.

Cäcilie stieg vier schmale Treppen hinan. Da sah sie an einer braunen Thür ein kleines Schild mit der

Inschrift „Moritz von Pilgram, Lieutenant a. D.“ Der verrostete Knopf eines Klingelzuges befand sich in dem Balken, der die Thür einrahmte; er ließ sich schwer in Bewegung setzen.

„Wer ist da?“ fragte eine tiefe Baßstimme im Innern.

„Wollen Sie gefälligst öffnen, Herr Lieutenant!“ bat Cäcilie mit zitternder Stimme.

„Donnerwetter, ich muß doch wissen, wer da ist!“

„Cäcilie von Selow . . .“

Die Thür ward aufgerissen. Der Lieutenant, eine lange hagere Gestalt in einem grauen Schlafrocke, stand an der Schwelle.

„Sie bringen keine gute Nachricht!“ rief er.

„Mein guter Vater ist diese Nacht gestorben.“

Cäcilie weinte.

Auch dem Lieutenant traten die Thränen in die Augen.

„Der brave Mann hat viel gelitten!“ murmelte er. „Ich gönne ihm die ewige Ruhe. Wie lange dauert es, und ich folge dem Kameraden nach.“

Er führte die junge Dame in sein Zimmer. Reinlichkeit und Ordnung herrschten überall, aber auch Armuth. Die schräge Decke deutete an, daß Pilgram dicht unter dem Dache wohnte. Der Möbel, sämmtlich altmodisch, sah man nur wenig. Die ganze Einrichtung bestand aus einem niedern Sekretär, einem kleinen Schreibtische, einer Kommode, zwei Rohrstühlen und einem Ledersopha, das der stetige Platz des Bewohners zu sein schien, da die Polsterung desselben sehr abgenutzt war. Vor dem Sopha

stand ein runder Tisch, belegt mit einer glänzenden Wachstuchdecke. Auch auf dem Fußboden lag eine Decke von grauer Wolle, zwar fadenscheinig und dürftig, aber es war doch eine Decke.

An der Wand, die der Zimmerthüre gegenüber lag, hing wohlgeordnet eine kleine Waffensammlung. Zwei Degen, zwei Pistolen, ein Hirschfänger und eine Jagdflinte. Der noch warme Kanonenofen ließ die Vermuthung entstehen, daß der alte Soldat sich sein Frühstück selbst bereitet hatte, zumal da noch ein schwarzer Topf und eine Tasse am Boden standen. Das einzige Fenster, das dem freundlichen Stübchen Luft verlieh, war mit rothen Kattunvorhängen und einigen Blumen geschmückt, die sich augenscheinlich der sorgfältigsten Pflege erfreuten, da sie in voller Blüthe prangten. Den Fuchsienstock mußte man ein wahres Prachtexemplar nennen. An dem Fensterkreuze hing ein Drahtbauer, in dem ein munterer Kanarienvogel hüpfte, der fleißig helle Töne durch den kleinen Raum schmetterte. Der Lieutenant hielt seine lange Pfeife in der Hand. Als er das gestickte Hausmützchen abnahm, sah man seinen zur Hälfte kahlen Schädel, den nur noch ein Kranz aschgrauer Locken schmückte. Der volle, kurzgeschnittene Schnurrbart war schwarz gefärbt. Das spitze Kinn des alten Soldaten war sehr glatt rasirt wie die bereits stark durchfurchten Wangen. Seine Füße staken in großen Filzschuhen, die bis über die Knöchel gingen. Ein rother, schon verblaßter Shawl hüllte den hagern Hals ein, der sich kerzengerade zwischen zwei knochigen Schultern erhob.

Pilgram, so erzählte man sich, sollte der schönste Offizier seines Regiments gewesen sein. Vielleicht hatten ihn Krankheit oder herbe Sorgen früh altern gemacht, denn Pilgram stand noch in den Fünfziger-Jahren.

„Herr Lieutenant,“ flüsterte das junge Mädchen, „ich bringe Ihnen die Trauerkunde auf besondern Wunsch des Vaters.“

„So war unsere Abrede.“

„Zugleich richte ich die Bitte an Sie . . .“

Heftiges Schluchzen erstickte die Worte der verwaisten jungen Dame.

„Was kann ich thun? Was kann ich thun?“

„Nehmen Sie sich meiner für die nächsten Tage an, die mir schwere Pflichten auferlegen, Pflichten, denen ich allein nicht nachkommen kann. Ich bin rathlos, schwer vom Schmerze niedergebeugt . . .“

„Kann es mir wohl denken!“ rief Pilgram mit bebender Stimme.

„Die Vorbereitungen zum Begräbnisse müssen getroffen werden.“

„Ich helfe Ihnen, Fräulein von Selow! Geschäfte habe ich nicht; ich stelle mich ganz zu Ihrer Disposition! O, der selige Major hat ein Anrecht auf den letzten Freundschaftsdienst, den ich ihm leisten werde. Ich danke es ihm, daß er mich rufen läßt . . . Nicht wahr, er läßt mich doch rufen?“

„Es ist sein letzter Wille. Auch möchten Sie ihn zur letzten Ruhestätte begleiten . . .“

„Ich werde in voller Parade erscheinen, wie sich das von selbst versteht. O, Karl, Karl, Du bist viel zu früh in das große Hauptquartier gegangen . . . Der Befehl dazu hätte wohl noch einige Jahre ausbleiben können.“

Pilgram wandte sich ab und zerdrückte die Thränen, die wie Krystalltropfen in seinen langen Wimpern hingen. Cäcilie weinte mit ihm. Beide brachten dem Dahingeschiedenen ein rührendes Todtenopfer . . . Der alte Kamerad ernst und würdig, die Tochter mit dem Schmerze, den die innigste Liebe gebar. Pilgram ließ sich nun die letzten Stunden seines Freundes schildern; Cäcilie erzählte Alles, sie verschwieg selbst die Drohungen des Herrn Büchlein nicht, die den Lieutenant zornig machten.

„Warten Sie, warten Sie,“ rief er; „von diesem Augenblicke an verlasse ich Sie nicht mehr.“

Sonst sprach er sich über das Schuldverhältniß nicht weiter aus. Schon nach zehn Minuten stand er völlig angekleidet vor der Tochter seines Freundes.

„Gehen wir, mein armes Kind, den schweren Weg!“

Beide verließen die Wohnung, die Pilgram fest verschloß.

Die Vermögensumstände des Lieutenants mußten nicht die besten sein, es verrieth dies nicht nur seine bescheidene Dachwohnung, sondern auch der abgetragene graue Civilrock und der verschossene Cylinderhut. Die Stiefel mit den hohen Hacken glänzten wie Lack . . . Pilgram selbst sorgte dafür, weil er einen Bedienten nicht halten konnte. Auch die weißen Handschuhe, die er während des Herabsteigens von der Treppe anzog, hatte er selbst gewaschen, sie sahen

so frisch aus, als ob sie neu wären. In der rechten Hand schwang er ein Rohrstöckchen mit Messingknopf. Er war gegen Mittag, in den Straßen herrschte reges Leben. Man überschritt eine Brücke und erreichte die innere Stadt.

„Wir werden den Sarg bestellen,“ murmelte der Lieutenant.

Cäcilie nickte mit dem Kopfe.

„Den Sarg für den Vater!“ dachte sie dabei.

Mühsam hielt sie die Thränen zurück.

Der Weg führte an dem ersten Hotel vorüber, einem stattlichen Gebäude dicht an der Straße. In dem Augenblicke, als Pilgram, der Cäcilien führte, dort ankam, trat ein Herr im grauen Barte aus dem Hotel, der langsam über das Trottoir ging und in einen bereitstehenden offenen Wagen stieg. Der Lieutenant mußte einen Augenblick warten.

„Donnerwetter!“ murmelte er.

Sein starrer Blick haftete auf dem Herrn, der den Wagen bestieg und dem Portier ein Geldstück reichte. Auch Cäcilie stand betroffen; sie glaubte den Mann zu erkennen, der ihr Abends zuvor als Retter erschienen war. Der schöne graue Bart, das große freundliche Auge, die stattliche Gestalt . . . sie konnten nur ihm angehören. Der mit zwei Pferden bespannte Wagen rollte davon. Die Passage war zwar frei geworden, aber Pilgram stand immer noch unbeweglich.

„Wollen wir nicht gehen?“ fragte Cäcilie schüchtern, da sie sich den lästigen Blicken einiger Modeherren ausgesetzt sah, die an einem Parterrefenster des Hotels standen.

„Warten Sie noch, nur eine Minute!“

Pilgram trat zu dem Portier, der lungernd in der großen Thür stand.

„Hat der Herr, der soeben abfuhr, hier gewohnt?“ fragte er.

„Ja, mein Herr!“ antwortete der Dienstfertige. „Er hat drei Tage hier gewohnt.“

„Wer ist er?“

„Der Herr Baron von Waldmann.“

Pilgram zuckte sichtlich zusammen.

„Baron von Waldmann?“ wiederholte er.

„So hat sich der Herr in das Fremdenbuch geschrieben.“

Cäcilie fühlte, daß der Arm ihres Begleiters heftig zitterte.

„Und wohin reist er?“

„Ich weiß es nicht; unser Hotelwagen bringt ihr zur Eisenbahn.“

Der Lieutenant preßte die Lippen zusammen, als ob er sein „Donnerwetter!“ unterdrücken wollte und ging weiter. Cäcilie glaubte, sie habe sich geirrt, denn der Mann, der sich ihr gegenüber so gut gezeigt hatte, konnte unmöglich den Haß des braven Lieutenants in so hohem Grade auf sich gezogen haben, daß der Anblick allein genügte, diesen vor Zorn zittern zu machen. Sie behielt sich vor, später Forschungen anzustellen, denn es lag ihr daran, Näheres über ihren unbekannten Wohlthäter zu erfahren. Das Magazin, das Pilgram suchte, war bald gefunden; er trat zuerst ein, die junge Dame folgte. Der Inhaber des Magazins,

ein schon bejahrter Mann, empfing die Kunden mit dem schmerzlich süßen Lächeln, das im Voraus sein Beileid ankündigt und die Gewandtheit des Verkäufers verräth. Er kennt das Geschäft, er hat ja nur mit Leidtragenden zu schaffen, zuweilen auch mit lachenden Erben. Das Sargmagazin war eines der ersten in der Stadt, es bot eine Auswahl von Artikeln, die in dieses Fach schlugen, daß Jedermann befriedigt werden konnte. Es wüthete gerade keine Epidemie unter der Bevölkerung, der Meister, der die Ausdehnung seines Geschäftes einer solchen verdankte, hatte für dieses Jahr umsonst auf die Cholera gerechnet. Eine Fülle der Bretterhäuser stand rings aufgestapelt, jede Anweisung, die der Tod ausstellte, konnte hier acceptirt werden.

„Sie befehlen?" fragte der Meister.

„Einen Sarg!" antwortete der Lieutenant.

„Wie theuer?"

Der Lieutenant sah die junge Dame an.

„Einen guten, einen guten!" rief hastig Cäcilie.

Man traf die Auswahl. Die junge Dame bezahlte und bezeichnete das Haus, wohin der Artikel gebracht werden sollte. In diesem Augenblicke trat eine dem mittleren Stande angehörende Frau ein; sie forderte weinend einen Sarg für ihre Tochter.

„Kommen Sie," mahnte Pilgram, „kommen Sie!"

„Wäre ich mit dem Vater gestorben!" flüsterte Cäcilie. „Hätte jene arme Frau ihre Tochter behalten . . . mir weint Niemand eine Thräne nach!"

Der alte Soldat zog seine Begleiterin mit sich fort.

Cäcilie machte noch einige kleine Einkäufe zur Vervollständigung ihrer Trauertoilette, dann schlug sie den Weg nach der Wohnung ein. Als sie dort ankam, warteten bereits die Träger mit dem Sarge und eine Frau, die sich als die Leichenfrau zu erkennen gab und von dem Arzte geschickt war. Nach einer halben Stunde war das traurige Geschäft vollbracht. Der Major, dem auf Anordnung Pilgram's die volle Uniform angelegt worden, ruhte auf seinem letzten Bette, das man in die Mitte des Empfangszimmers gestellt hatte. Die Herbstsonne erhellte freundlich das Gemach des Todes. Die Tochter schmückte den Sarg, der auf zwei Stühlen stand, mit den Blumen, die sie selbst gezogen hatte. Pilgram starrte ernst die Leiche an.

„Fahre wohl, alter Freund!“ murmelte er. „Dein Feldzug auf dieser Erde ist zu Ende, Du kannst nun ausruhen von den Märschen und Kämpfen, zu denen das Schicksal Dich kommandirt hat. Kein Orden schmückt Deine Brust . . . Und doch hast Du manches Treffen siegreich bestanden, hast manchen Schuft in die Flucht geschlagen. Deinen Tod könnte man fast einen Rückzug nennen, wenn Du ihn verschuldet hättest; ich werde ihn decken, diesen Rückzug, ich, Deine Reserve. Fahre wohl, Karl, Du kannst Dich auf mich verlassen!“

Cäcilie bereitete ein einfaches Mahl, wozu sie ihren Schützer einlud. Nach Tische entfernte er sich für eine Stunde; als er zurückkehrte, trug er Uniform und Degen.

„Ich werde die Ehrenwache halten!“ erklärte er.

Und so verbrachte er die Nacht bei dem Todten.

Früh am nächsten Morgen ward die Glocke gezogen.

Als Cäcilie öffnete, trat Herr Büchlein ein.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Fräulein v. Selow!“ wisperte er.

„Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß die Leiche meines guten Vaters noch über der Erde steht.“

„Thut mir leid . . .“

„Wir werden nach einigen Tagen die Geschäftsangelegenheiten ordnen.“

„Es liegt für mich Gefahr im Verzuge.“

Der Hauswirth ließ sich nicht abweisen, er schloß die Thür des Vorsaales und verlangte den Toden zu sehen.

Cäcilie führte ihn in das Empfangszimmer.

„Was wollen Sie?“ herrschte der Lieutenant ihn an, der kerzengerade neben dem Sarge stand.

Der fromme Mann erschrak.

„Ich bin der Hauswirth, Emmerich Büchlein.“

Der Lieutenant kannte ihn schon.

„Was wollen Sie?“ wiederholte er barsch.

„Verzeihung, ich wollte mit der Erbin sprechen.“

Pilgram legte die Hand auf den Sarg, dessen Deckel noch daneben stand.

„Herr, schämen Sie sich der Sünde nicht? Das Wort „Erbin“ sollten Sie jetzt und in diesem Raume gar nicht aussprechen!“

Der kleine Mann hatte die welken Hände gefaltet.

„Allen Respekt vor dem Todten; aber ich bin der Hauswirth und die Lebenden wollen nicht minder ihre Rechte haben als die Todten."

„Beanspruchen Sie Ihre Rechte nach dem Begräbnisse, das morgen stattfinden wird."

Büchlein hatte einen Blick auf die Leiche geworfen.

„Wie," rief er, „in voller Uniform? Welch' eine sinnlose Verschwendung! Ich habe es mir gedacht!"

„Was haben Sie gedacht?"

„Alle diese Sachen sind mir verpfändet . . ."

Pilgram brauste auf.

„Elender Patron!"

„Man entzieht mir einen Theil meines Eigenthums!"

„Gleißner, Scheinheiliger, Wucherseele, hielte mich die Heiligkeit des Ortes nicht ab, ich würde mit Dir ein Verfahren einleiten, das Dir Respekt vor meinem seligen Freunde einflößen sollte."

Büchlein war erschreckt zurückgewichen.

„Ich besitze den Ehrenschein des Herrn Majors, den Sie als Offizier anerkennen müssen."

Diesen Ehrenschein werde ich übermorgen einlösen."

„Sie, Herr Lieutenant?"

Pilgram öffnete die Thür.

„Gott", rief er, „kannst Du denn Menschen dieser Art existiren lassen? Ist denn dies unter Christen möglich? Hinaus! Ich verbiete Ihnen die Schwelle dieser Wohnung! Sie werden nur dann wiederkommen, wenn man Sie ruft."

Büchlein stand malitiös neben der Thür.

„Ich werde gar nicht wiederkommen, auch wenn ich gerufen werden sollte!" wisperte er.

Der Lieutenant griff nach seinem Degen.

„Hinaus, Elender!"

Büchlein war verschwunden.

Pilgram ging hinaus und schloß die Thür hinter ihm.

„Grauenvoll, grauenvoll!" murmelte er vor sich hin. „Und dieser Kerl singt und betet wie ein Pfaff, der dafür bezahlt wird. Es sieht doch noch recht traurig in unserer christlichen Gesellschaft aus . . . Gott bessere es!"

Der Tag verfloß, die Nacht brach an. Cäcilie brachte brennende Kerzen, die das Zimmer hell erleuchteten. In der Wohnung Büchleins hatten sich die Frommen versammelt, sie sangen so laut, daß man die einzelnen Stimmen in dem Sterbegemache hören konnte. Die Betrachtungen, die Pilgram anstellte, brauchen wir nicht wiederzugeben, der Leser kann sie ermessen. Früh am folgenden Morgen kam der Leichenwagen, der den mit Blumen geschmückten Sarg aufnahm. Der Lieutenant und Cäcilie bestiegen einen Fiaker, der dem Sarge folgte. So brachte man den Major Selow zu Grabe, einen alten braven, aber armen Soldaten. Kein Pfarrer hielt eine Rede, die arme Erbin konnte sie ja nicht bezahlen; keine Musik, kein Gesang ertönte. Dafür aber sandte die Tochter ein inbrünstiges Gebet zum Himmel und der Freund weinte Thränen aufrichtigen Schmerzes an dem frischen Grabe des Verblichenen. Pilgram begleitete das verwaiste Mädchen nach der Wohnung zurück.

„Betrachten Sie mich von nun an als Ihren Vater", sagte er mit bewegter Stimme; „über Geld und Gut kann ich zu Ihren Gunsten nicht verfügen, wohl aber kann ich Ihnen kräftig zur Seite stehen und da vermittelnd einschreiten, wo Ihre Kraft allein nicht ausreicht. Sammeln Sie sich, machen Sie sich mit dem herben Verluste vertraut, der Sie betroffen hat . . . dann werden wir weiter über Ihre Zukunft berathen. Ich verlasse Sie für einige Tage, da ich eine Reise machen muß, die sich nicht aufschieben läßt. Sollte der fromme Herr Büchlein sich wieder melden, so verweisen Sie ihn an mich, als an den Testamentsvollstrecker des seligen Majors. Ich werde meine Rückkehr Ihnen sofort anmelden."

Der Lieutenant küßte die Stirn des weinenden Mädchens und ging.

Cäcilie hätte gern das Testament gelesen, aber sie kam den Verordnungen des Vaters, die sie für heilig hielt, nach und wartete bis zu dem festgesetzten Tage.

Ende des zweiten Bandes.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.

Schrader, August,

Der Weg zum Glücke Roman in 4 Bd

Bd.: 2

Leipzig 1871